Die
letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Was würden unsere guten Wiener für ein verwundert Gesicht machen, wenn eines schönen Morgens plötzlich wieder das alte Wien, wie es vor achtzig Jahren gewesen, dastünde. Wie würden sie ganz ängstlich manchen Durchgang, manche Gasse, vor allem aber die jetzigen großen, schönen, freien Plätze suchen. Und davon will ich noch gar nicht reden, daß die gegenwärtige Generation mit ganz schmerzvoll verzogenem Gesichte auf dem Pflaster des alten Wiens daherhüpfen würde, als wenn sie auf Nägel treten müßte, ja in manchen Gassen würde man sich sogar scheuen, knapp an den Häusern zu gehen, denn hie und da scheinen die freilich schon altersschwachen Erker wie schläfrig sich herabzuneigen, und wer will dafür stehen, daß die morschen Unterlagen nicht lebensmüde zusammenbrechen. Deswegen lieber hübsch zur Wahrung und Sicherheit des kostbaren Lebens in der Mitte der Straße gegangen, wenn auch hie und da ein Häuflein Mist und Kehricht oder anderer Unrath liegt — ewig bleibt es ja nicht liegen, am Samstage wird in der ganzen Stadt gefegt und wozu haben die bürgerlichen Schuhe denn die hohen Stöckel, als daß man durch das kleine Ungemach der Straße trockenen Fußes wandere!

Ja, das alte Wien — vor achtzig Jahren gerade begann mit der Straßenbeleuchtung, die kurz vorher wieder verbessert worden war, auch noch manch anderes Lichtlein aufgesteckt zu werden; lieber Gott, daß seit der Zeit hie und da eins und das andere bis auf den letzten Butzen ausgebrannt ist, — es geht schon nicht anders, all' Ding auf dieser Welt hat einmal ein Ende, und wenn's das beste wäre.

Zur Zeit, da unsere Geschichte beginnt, war zwar schon Vieles für die Verschönerung der inneren Stadt geschehen, aber auf dem Stephansplatze sah es gar nicht aus, wie man es heute sich vorstellen möchte.

Denn wer kann es sich auch denken, daß damals der wundervolle Dom noch nicht so frei nach allen Seiten wie heute stand und eine Reihe Häuser, zum großen Theile zwar niedrig und unansehnlich und meist zu Verkaufsgewölben benützt, das herrliche Gotteshaus wie ein großer Reif von allen Seiten umgab. Die Häuserreihe begrenzte einen freien Zwischenraum und dieser Platz, bis noch vor ganz kurzer Zeit im Munde des Volkes »Stephansfreidhof,« wegen des einst da bestandenen Kirchhofes genannt, war von den andern Nebengassen durch vier Thore abgesperrt.

Als ob die stillen Insassen, die einst da unten sechs Schuh tief begraben worden waren, keine Gemeinschaft haben wollten mit den Lebendigen rings herum!

In einem der erwähnten kleinen Häuser wohnte der Wächter des Stephansfreidhofes und in seiner Stube, deren kleine mit Eisen vergitterte Fenster auf den Freidhof hinausgingen, beginnt unsere Erzählung.

Ein Mann, nahe am Greisenalter, mit auffallend wenig Haaren, die unter einem kleinen schmutzigen Sammtkäppchen, das einst schwarz gewesen sein mochte, sich hervorstah-

len, saß zusammengebeugt in einem Lehnstuhle bei dem Tische und hatte den Kopf wie nachdenkend in die hohle Hand gestützt. Auf den eingefallenen Zügen des Gesichtes lag es wie tiefe Erschlaffung, die Augenlider verdeckten den Blick und nur die eine Hand, welche krampfhaft geballt auf dem Tische lag und manchmal wie unbewußt zuckte, verrieth die innerliche Aufregung, den Sturm der Gedanken in der Seele des sonst unbeweglich dasitzenden Mannes.

Die Flamme in der Blechlampe auf dem Tische mochte schon lange brennen, denn sie begann wie ersterbend zu flackern — es war so still in der Stube, daß man das Holz im großen braunen Kachelofen verlöschend knistern hörte, nur manchmal schlug es wie starkes Schneewehen an die Scheiben und von Zeit zu Zeit heulte ein Windstoß im Rauchfang, als wäre es der ächzende Jammerton einer verlorenen Seele.

Endlich schnurrten die Gewichte an der hölzernen Uhr im Nebenzimmer, die Schläge des Hammers brachten aber nur einen heisern Ton wie von einer zersprungenen Glasglocke hervor — doch mußten sie hell genug gewesen sein, denn der Wächter fuhr gleich nach dem ersten rasch in seinem Lehnstuhl auf.

Jetzt schlug er auch die Augen auf — sie machten einen entsetzlichen Eindruck!

Man sah nichts als zwei große schwarze glühende Augäpfel, welche den ganzen Raum auszufüllen schienen, so daß man nur in den Winkeln wie verstohlen einen kleinen weißen Punct bemerkte. Dabei starrten diese funkelnden Kohlen wie vergiftende Blicke unbeweglich auf einen Punct und erschienen dadurch, daß der Mann erwartungsvoll die Augenlider aufgerissen hatte, noch größer und brennender.

Er schien den Schlägen der Uhr zu horchen und bewegte leise die Lippen, als ob er nachzählte.

»Zwölf Uhr!« sagte er endlich vor sich hin, »schon so spät und der Mann wollte doch früher kommen!«

Er hatte langsam wieder die Augen halb geschlossen und sank wie mechanisch in den Lehnstuhl zurück, wo er abermals in sein früheres Brüten verfiel. Die Lampe auf dem Tische, welche jetzt plötzlich mit leisem Zischen verlosch, riß ihn aus seinen Träumereien, er stand hastig auf und füllte neues Oel ein, so daß die Flamme bald wieder heller und frischer als früher brannte.

Mit verschränkten Armen blieb er dann vor dem Tische stehen und sah mit einem unbeschreibbaren Ausdruck von Spott in die Flamme, die gelbbraun hoch hinauf leckte.

»Das dumme Licht weiß, daß es heute noch etwas zu sehen bekommt, und freut sich darauf. Es ist, als ob Leben in den gelben Zungen wäre und sie sprechen wollten. Hab's oft bemerkt, daß die Lichter bei den Todten ganz verschieden leuchten, mag aber nichts davon weiter sagen. Die Welt da draußen wird ja ohnehin jeden Tag klüger — jetzt nennt man's aufgeklärter — und wer würde mir da glauben, wenn der alte Martin — sie halten mich ja ohnedem für verrückt!« rief er bitter aus — »ihnen von dem Unterschiede der rothen und blauen, der gelben und weißen Flamme erzählte!«

In diesem Augenblicke wurde an der Glocke gezogen — mit einem Sprunge war der Alte bei der Thüre der Stube und riß einen Schlüsselbund, der an dem Thürpfosten hing, herab. Ohne etwas umzunehmen, eilte er zum Hause hinaus und gegen das Meßnerthor hin, welches sich an der Seite des heutigen Bischofshofes gegen die Bischofsgasse zu befand.

Die Thorflügel öffneten sich und zwei Männer trugen einen Sarg herein, dem schwankenden Schrittes eine Frau folgte.

»Mach' rasch!« sagte der eine Mann im Vorbeischreiten hastig und leise zu Martin — dieser beeilte sich das Thor zu schließen und war gleich wieder an der Seite desjenigen Trägers, welcher soeben zu ihm gesprochen hatte.

Je näher der Sarg aber der Todtencapelle der Stephanskirche kam, desto heftiger schien der Schmerz die hinter demselben einherschreitende Frau zu ergreifen, mit Mühe nur schleppte sie sich vorwärts und die beiden Träger, denen Martin wegweisend voranging, hatten kaum den Leichnam in der Capelle niedergestellt, als sie laut weinend neben dem Sarge niederstürzte.

»Meines Lebens Trost! meines Alters Stütze! Du einziges Band, das mich noch an diese Welt knüpfte!« rief sie in herzzerreißendem Klageton und warf sich auf den Sarg hin, ihn mit beiden Armen umfassend; »ich soll leben, wenn Du mir genommen bist!«

Der andere Träger, welcher bisher noch nichts gesprochen hatte, beugte sich wie theilnehmend zu ihr nieder und versuchte es, sie aufzuheben.

Sie schüttelte heftig den Kopf und klammerte sich nur um so fester an den Sarg.

»Denk' Sie doch christlich, Frau Haimon,« sprach der Mann, »und tröste Sie sich. Den Todten machen eure Thränen nicht lebendig. Ihr seyd immer fromm und gottesfürchtig gewesen, ergebt Euch in euer Geschick.«

»Hast Du Kinder!« sagte die Frau sich plötzlich aufrichtend, »gewiß nicht — und am allerwenigsten einen einzigen Sohn und solch ein Kind! — und so schnell, so rasch!«

fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, »der Tod hatte ja kaum Zeit genug, dieses blühende Leben in so wenig Stunden zu vernichten!«

»Ich hab' Euch schon gesagt, Frau,« fiel ihr der erste Träger mit strengem Ton ins Wort; »euer Sohn hat den Keim der Krankheit von der Reise schon mitgebracht.«

»O diese unglückliche Reise! und warst Du es nicht, der ihn dazu bewog?« fuhr die Frau mit einem Ausdrucke der Bitterkeit fort, in welche sich ein Ton anklagenden Mißtrauens mischte, »Du! der, weiß es Gott zu welchem Geschäfte, mein armes Kind ausersehen hatte und zum Lohn goldene Berge versprach. — Wo sind jetzt die goldenen Berge? ist vielleicht der kleine Hügel, der sich bald über ihm erheben wird, ein solcher?«

Martin, welcher bis jetzt sich mit dem Herrichten und Anzünden einer Lampe beschäftigt hatte, die er nun zu Häupten des Sarges stellte, wandte bei diesen Worten den Kopf und konnte bei dem Anblicke der Wehklagenden eine innere Bewegung nicht unterdrücken. Er stierte die Frau mit seinen großen dunkeln, unheimlichen Blicken gespenstig an.

»Ja, Frau,« sagte er endlich langsam und mit einem unverkennbaren Ausdrucke von Mitgefühl, »so ein kleiner Hügel ist in der That ein goldener Berg — wer darunter liegt, ist aller Sorgen ledig.«

— — — Es entstand einige Augenblicke eine lautlose Stille, man hörte nichts als das Pfeifen des Windes um die Giebel des Riesendomes, das stille Weinen der in Schmerz aufgelösten Mutter und das rasche Reiben der Hände, womit der zweite Träger, bisher ein fast ganz unbetheiligter Zuseher der Scene, sich die Kälte zu vertreiben suchte. Sein

Gefährte dagegen hatte dem Wächter einen Wink gegeben, und Beide verließen nun, unbemerkt von der am Sarge ihres Kindes Betenden, die Capelle.

Martin der Wächter winkte mit der Hand auf sein Haus, als wollte er den Fremden einladen, dorthin zu kommen, dieser aber blieb einige Schritte von der Capelle mitten im Schnee stehen.

»Wir haben nicht lange zu reden,« sagte er zum Alten, »die Hauptsache weißt Du, den Todtenzettel gebe ich Dir hier, nun ist es deine Sache, das Weitere bald abzufertigen. Mit dem geistlichen Herrn bei Euch hier habe ich schon gesprochen, er weiß es bereits, daß der Bursche an einer fremdartigen Krankheit, so eine Art Pest, gestorben ist und wird sich beeilen, bald aus der Nähe der gefährlichen Leiche zu kommen.«

Martin schlug bei diesen Worten den Deckel seiner Schnupftabaksdose laut klappend zu, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, das der Andere wol nicht verstehen konnte, das ihn aber doch aufmerksam genug gemacht hatte, um den Alten über die Ursache seines plötzlichen Unmuthes zu fragen.

»Mir schießt manchmal so was Dummes durch den Kopf,« antwortete Martin mürrisch; wer aber in diesem Augenblicke sein Gesicht, auf welches ein gedämpfter matter Lichtstreif von der Lampe aus der Capelle her fiel, beobachtet hätte, würde an dem hastig wechselnden Spiele seiner Mienen, an den starrblickenden Augen und den fest aufeinander gedrückten Lippen leicht erkannt haben, daß in der Seele dieses Menschen wilde Gedanken durcheinander stürmten.

Dem Fremden aber, welcher wie ungeduldig horchend den Kopf wieder der Capelle zugewendet hatte, entging diese

Bewegung des Todtengräbers und als er nach einem Augenblicke den erneuten Wunsch ausdrückte, die Scene in der Capelle bald beendigt zu sehen, warf der Alte ganz gleichmüthig die Bemerkung hin: »Laßt noch das Weib ein paar Vater Unser beten, bei armen Leuten ist das das Meiste, was sie ihren Todten in die andere Welt mitgeben können!«

»Es hat aber Eile, die Leiche darf nicht lange hier bleiben,« sagte der andere ungeduldig; »diese Krankheit wirkt nach dem Tode noch gefährlich,« setzte er hinzu.

»Er mag Recht haben, Herr,« bemerkte Martin, indem er ganz langsam eine Prise nahm; »es gibt Todte, die im Grabe noch gefährlich sein können.«

»Wie meint Er das? — Er wird doch nicht?« — fuhr der Fremde hastig und unvorsichtig heraus.

In diesem Augenblicke tönte es wie ein unterdrückter Schrei von der Capelle her, hastig wendeten sich die beiden Männer dahin und sahen, als sie über die Schwelle traten, die unglückliche Mutter ringend mit dem zweiten Träger, welcher sie mit Gewalt von dem Sarge fortzudrängen versuchte. Der Fremde, welcher bisher mit Martin gesprochen hatte, eilte sogleich mit dem Rufe: »Sie ist wahnsinnig geworden!« seinem Gefährten zu Hilfe, das Weib aber riß sich mit übermenschlicher Kraft von beiden los und stürzte, als wollte sie bei ihm Hilfe suchen, auf Martin zu.

Dieser war langsam auf die andere Seite des Sarges hingeschritten. Die Flamme der Todtenlampe beleuchtete vom Boden herauf wie mit magischem Halbdunkel sein Antlitz, die großen Augen ruhten gespenstig auf dem unglückseligen Weibe, während die Züge des eingetrockneten Antlitzes einen Ausdruck unaussprechlicher Bitterkeit annahmen.

»Helfe Er uns die Wahnsinnige bändigen!« riefen

ihm die beiden Männer zu, als sie das Weib auf ihn zueilen sahen.

In diesem Augenblicke stand die Flüchtende nur noch einen Schritt von ihm, gerade so, als ob sie sich in seine Arme werfen wollte, — da blieb sie plötzlich wie eingewurzelt im Boden stehen, starrte athemlos in das von der flackernden Flamme des Todtenlichtes geisterhaft beleuchtete Antlitz und sank mit einem herzzerreißenden Schrei zu Boden.

Jetzt sprangen die beiden fremden Männer rasch hinzu, hoben die Halbbewußtlose von den kalten frostigen Steinplatten auf und trugen sie mehr, als sie sie führten, zur Capelle hinaus. Ihr leises Wimmern verhallte, je weiter sich die beiden Männer über den schneebedeckten Platz mit ihr entfernten; jetzt waren sie bei dem Thore, es war noch angelehnt von früher, als Martin ihnen aufgemacht hatte — eine Minute nachher und sie befanden sich auf der freien, öden, menschenleeren Straße, wo ein Wagen ihrer zu harren schien.

II.

Martin hatte, wie festgebannt auf seinem Platze, das Ereigniß der letzten Minute angesehen. Eine höhere Gewalt schien ihn gefesselt zu haben, daß er dem Weibe nicht Hilfe leistete, sie nicht aus den Händen der beiden Männer befreite. Erst der kalte Nachtwind, der die feinen Schneeflocken bis in die Capelle trug und die Platten des Fußbodens bis zum Sarge hin wie mit dichtem Reif bedeckte, brachte ihn nach und nach zu sich.

»Wenn ich nicht geträumt habe,« sagte er dumpf zu

sich selbst und fuhr wie erinnernd sich mit der Hand über die Stirn, »und wenn es nicht der böse Feind war, der gekommen ist, um mich einmal in meinen alten Tagen in Versuchung zu führen, so kann es Niemand anders als die arme Anne selbst gewesen sein! Und sie war es ja auch,« fuhr er nach einem augenblicklichen Nachdenken heftig auf, »warum sonst dieser Schrei, warum dieses Entsetzen, warum dieses Schwinden aller Sinne, als sie mich erblickte? — Achtzehn Jahre vorbei, und die Herzensaugen sind noch nicht schwächer geworden und erkennen die alte Gestalt doch wieder!«

Der alte Mann schlug die Hände vor das Gesicht und athmete schwer wie aus tiefer gedrückter Brust.

»Ruhig, alter Wurm!« murmelte er vor sich hin und preßte die Hand auf das Herz; »was nagst Du schon am lebendigen Leibe, kannst Du nicht warten wie deine Vettern hier in der Erde, die erst zum Schmaus kommen, wenn der Leichenbraten ein paar Tage da unten ausgekühlt ist? Es dauert ja bei mir auch nicht mehr so lang, dann wird der Vorhang von meinem Leben zugezogen, und ich schlafe die ewig lange Nacht!«

»Et lux aeterna ei luceat!« klang es jetzt hinter ihm, und wie der alte Mann sich überrascht und erschrocken umsah, woher diese Worte gekommen, blickte er in die sanften Züge eines jungen Geistlichen, welcher unbemerkt von ihm in die Capelle getreten war.

»Hochwürden! — so spät!« stammelte Martin.

»Es ist nie spät, wenn es sich darum handelt, seine Pflicht zu erfüllen, so wie es nie zu spät ist,« fügte der Geistliche langsam und feierlich hinzu, »auf dem Wege Gottes, der jener des Heiles und des Friedens ist, zu wandeln.«

Martin stand sprachlos vor dem jungen Priester und verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Die ernstmilden, mahnenden Worte, die er so eben gehört, schienen sich tief in sein Inneres einzugraben, er neigte mehrmals das Haupt, als wollte er dies Alles bekräftigen, ließ die Hände langsam von seinem Antlitz herabsinken und schlug endlich wie büßend mit der einen Hand an die Brust.

Der Geistliche betrachtete ihn einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sprechen, und unterbrach dann das Stillschweigen mit der Frage: »Weß ist die Leiche, die man so spät noch gebracht hat, und warum so spät?«

Martin reichte ihm den Todtenschein und setzte dann scheu hinzu: »Er soll an einer bösen Krankheit gestorben sein.«

Der Geistliche las den Todtenschein und schüttelte wie in Zweifeln das Haupt.

»Böse Krankheit!« sagte er, »und glaubst Du selbst daran, Martin?«

Keine Antwort erfolgte. Der Geistliche wiederholte nochmals seine Frage, ohne auch jetzt eine Antwort zu erhalten, aber sein Auge, das fest auf dem Gesichte des Alten ruhte, bemerkte nur zu bald, daß dieser seinem Blicke auszuweichen strebte. Es lag eine Angst in seinen Zügen, die er nicht bemeistern konnte, und umsonst versuchte er es, das Auge aufzuschlagen und den ernsten strafenden Blick des Geistlichen auszuhalten.

In diesem Augenblicke wurde wieder an der Glocke des Thores gezogen. Der helle Ton drang durch die Stille der Nacht bis in die Capelle und beide Männer wurden aufmerksam. Der Geistliche bemerkte, daß Martin heftig erschrak, und trat ihm, als er zum Thore eilen wollte, entgegen.

»Du bleibst!« rief er. »Wer kann so spät noch kommen, wer will nach Mitternacht noch die heilige Ruhe der Kirche stören? — Wo ist dein Schlüssel zu diesem Thore? ich will selbst öffnen!«

Martin zögerte.

»Es war vielleicht ein Nachtschwärmer, der aus Muthwillen an der Glocke zog,« sagte er ausweichend.

»Selbst der Muthwille der Trunkenen scheut die heilige Nähe der Kirche,« antwortete voll Würde der Priester.

Jetzt wurde neuerdings und heftiger an der Glocke gezogen. Halb mechanisch nahm Martin die Schlüssel von einer kleinen Betbank der Capelle, wohin er sie gelegt hatte, und überreichte sie dem Geistlichen. Dieser eilte hastig aus der Capelle, und mit geisterbleichem Antlitz folgte Martin jedem seiner Schritte. Er horchte — jetzt hörte er nicht mehr das Knistern des Schnees unter den Fußtritten — jetzt schob sich der Riegel des schweren Schlosses zurück — das Thor knarrte in seinen Angeln — es schwindelte Martin, er wollte sich mit der einen Hand auf den Sarg aufstützen, und fuhr zurück, als wenn er auf glühendes Eisen gegriffen hätte.

Der Priester hatte indeß das Thor halb geöffnet und noch kein Wort gesprochen, als schon ein Mann in einen Mantel gehüllt hastig hereinstürzte, und ohne den Oeffnenden genau anzusehen, halblaut und angelegentlich fragte: »Nun, wie steht es?« In diesem Augenblicke erkannte er seinen Irrthum in der Person, mit welcher er sprach und wollte zurückspringen, der junge Priester hatte aber, als der Fremde kaum eingetreten war, auch schon den schweren Thorflügel wieder zufallen lassen.

»Ihr kommt noch zurecht, Herr,« sagte er, »der Todte ist noch nicht eingesegnet.«

Der Fremde schritt, ohne ein Wort zu sprechen, neben dem Geistlichen bis in die Capelle. Ein rasches Wechseln der Blicke mit Martin hatte ihm bald gezeigt, wer die eigentliche Ursache der Verzögerung, und ein zweiter Wink jenen zur Vorsicht ermahnt.

»Und wann glauben Sie wohl, ehrwürdiger Herr,« fragte der Fremde wieder, »wird das Begräbniß stattfinden können?«

»Nicht eher,« lautete die feste Antwort, »als bis der Facultät die Anzeige dieses merkwürdigen Krankheitsfalles gemacht worden ist, und diese sich dann ausgesprochen hat, ob die Leiche nicht in die Anatomie geschafft werden soll.«

»Das wird die Familie des Verstorbenen niemals zugeben!« rief der Fremde eifrig aus. »In die Anatomie! Wie einen Hingerichteten! Wo doch die Familie eine so angesehene ist! Nein, ehrwürdiger Herr, das geschieht nicht!«

Der Geistliche zuckte gleichmüthig mit den Achseln, als wollte er dem Fremden bedeuten, daß alle Mühe und alles Zureden vergebens sein würden. Dieser schien aber selbst etwas Aehnliches zu vermuthen und änderte nach einem Blicke des Einverständnisses mit Martin sein ganzes Benehmen. Statt nämlich, wie der Geistliche erwartet hatte, neuerdings auf ein möglichst rasches Begräbniß zu dringen, sprach er vielmehr den Wunsch aus, daß dieser traurige Act doch lieber für den nächsten Tag verschoben bleiben möge, indem auch die Mutter des Todten dieselbe Bitte geäußert, von dem Arzte ihr aber abgeschlagen worden sei. Deswegen habe er auch, versicherte er klug einlenkend, gleich bei dem Eintritte in den Stephansfreidhof, wo er meinte mit Martin zu sprechen, gefragt: »wie es stehe?« und er schätze sich jetzt glücklich, in dem ehrwürdigen Herrn einen Vertreter und Ver-

theidiger seines Wunsches zu finden, den er bei dem Alten allein nicht so leicht durchzusetzen erwarten konnte.

Der Priester hörte ernst und ruhig zu und antwortete mit keiner Sylbe. Ueber Martins Gesicht zog es wieder wie jener höhnische Strahl von Bosheit, der manchmal wie ein Blitz in diesen Zügen aufleuchtete, und dann die dämonischen Linien des starren Antlitzes nur noch greller hervortreten ließ.

»Schließt mir wieder das Thor auf,« wandte sich der Fremde jetzt zu Martin, »ich will nach Hause und der armen Mutter die Versicherung bringen, daß der letzte Trost, den Sarg ihres Kindes selbst in die Gruft bringen zu sehen, ihr für morgen vorbehalten ist. — Ihnen persönlich, ehrwürdiger Herr,« setzte er mit einer leichten Verbeugung gegen den Geistlichen hinzu, »bin ich sehr dankbar, denn ich fühle es zu tief, daß nur Ihr frommes Dazwischenkommen die voreilige, von dem Arzte anbefohlene Beerdigung verhindert hat.«

Der junge Geistliche dankte mit einer leichten Kopfbewegung. In dem Augenblicke aber, als Martin seinen Platz verließ, um der Aufforderung des Fremden Genüge zu leisten, streckte er ihm befehlend den Arm entgegen und trat zwischen ihn und den Fremden.

»Du bleibst hier,« sagte er, und mit einer ruhigen Handbewegung auf den Ausgang der Capelle zeigend, sprach er höflich zum Fremden: »Ist es gefällig?«

Dieser verbeugte sich und schritt voran aus der Capelle.

»Verflucht!« murmelte er für sich zwischen den Zähnen, als er über den Stephansfreidhof ging, »dieser junge Geistliche hat den Teufel im Leibe. Merkt er etwas? Oder ahnt er nur das Mindeste? — Und ich habe Martin nicht einmal von Allem unterrichtet!«

Mit einer leichten Verbeugung öffnete jetzt der Geistliche das Thor, und eine Minute darauf stand der Fremde auf der Straße, wo er sich vorsichtig nach allen Seiten umsah.

Es war Todtenstille rings herum. Die wenigen Oellampen, welche damals die Straßenbeleuchtung bildeten, waren jetzt so spät nach Mitternacht schon zum größten Theile ausgelöscht, und nur an den Mündungen der verschiedenen Gassen schwebte wie ein einsames Irrlicht die erlöschende Flamme in einer Laterne an den Eckhäusern.

Der Fremde wickelte sich fester in seinen Mantel und ging langsam gegen die Kärntnerstraße zu. — »Mir bleibt jetzt nichts übrig,« sprach er zu sich selbst, »als den Plan für mißlungen anzusehen und Wien so schnell als möglich zu verlassen. Bis Früh ist Alles verrathen, bis Mittag die ganze Polizei hinter mir her, und ich habe nicht Lust, dem gaffenden Volke auf dem hohen Markt ein unentgeltliches Schauspiel zu verschaffen.«

Er war während dieses Selbstgespräches bis zum Gasthause zum wilden Mann gekommen, und zog heftig an der Hausglocke. Es dauerte nicht lange, so öffnete ein Hausknecht, eine große weiß und roth gestreifte Schlafhaube auf dem Kopfe und einen ungarischen Schafpelz über dem Hemde, das Thor, und hielt dem Eintretenden die nicht sehr blanke Laterne, worin ein Stümpfchen Talglicht brannte, knapp vor das Gesicht. Sogleich senkte sich aber wieder die Laterne, der Hausknecht hatte den Passagier erkannt und holte jetzt vom Tische, der unter der Treppe stand, einen schweren Messingleuchter, zündete die Wachskerze darauf an und übergab ihn dem Fremden.

»Gehorsame gute Nacht, Euer Gnaden!« sagte er

noch schläfrig, als Jener schon rasch die Treppe hinaufstieg, und während er sich auf sein Feldbett neben dem Thore hinwarf, dachte er noch darüber nach, wie glücklich doch die reichen Leute wären, da sie selbst bis nach zwei Uhr in der Nacht nur ihren Lustbarkeiten nachgehen könnten.

— — — Der Fremde war kaum in seinem Zimmer angekommen, als er, ohne sich zu entkleiden, sich an den Schreibtisch setzte und einen Brief zu schreiben begann.

Derselbe lautete:

»Mademoiselle!

»Wenn Sie diesen Brief erhalten, so befinde ich mich schon in Hamburg, also außerhalb Oesterreich, wo ich nach dem Mißlingen unseres letzten Planes nicht einen Tag mehr verweilen darf, ohne Ihre Interessen und auch meine Sicherheit auf das Höchste zu gefährden. Ihr Jugendfreund, an welchen Sie mich wiesen, und gegen den das unbedingteste Vertrauen zu haben Sie mir anempfahlen, hat Ihre und meine Erwartungen nicht erfüllt. Er ist ein Schwärmer jener gefährlichen Sorte, die auf der Welt nur lauter Engel sehen wollen, und es nicht begreifen können, daß das ganze Räderwerk, welches die Menschheit in den verschiedensten Beziehungen zu einander bringt, nur aus großen und kleinen Intriguen besteht. Zudem ist der Unglückliche auch noch überspannt tugendhaft geworden und nannte abscheulichen Betrug, was doch die Stufe seines glänzendsten Glückes hätte werden können. Leider hatte ich, Ihrem Auftrage gemäß, ihn von Allem unterrichtet, und denken Sie mein Entsetzen, als er jede Hilfeleistung entschieden und energisch abschlug. An seine Schwester mich zu wenden wagte ich schon gar nicht, denn dieses Mädchen, auf welches Sie ebenfalls so viel bau=

ten, ist eine empfindsame Person geworden, und trägt, wenn ich nicht irre, eine unglückliche Liebe im Herzen. Sie haben keinen Begriff von dieser Langweiligkeit, Mademoiselle. Die Mutter, die Frömmigkeit selbst, hätte ohnehin von dem Geschäfte nichts wissen dürfen — und so bin ich das erstemal in meinem Leben ein vollkommen verunglückter chargé d'affaires. Glücklicherweise ist es mir noch gelungen den jungen Menschen auf so lange stumm zu machen, bis ich aus dem Bereiche der hiesigen Gerichte bin. Ich bin übrigens überzeugt, daß Sie deswegen weder den Muth verlieren, noch ihre Freundschaft gegen mich vermindern werden, denn ein Geist wie der Ihrige, dem so unerschöpfliche Hilfsquellen zu Gebote stehen, ist auch unermeßlich an Nachsicht und Verzeihung. Letztere wird mir, wie ich hoffe, um so eher zu Theil werden, wenn ich Ihnen melde, daß die bewußten beiden Porträts sammt der Einfassung glücklich in meine Hände gefallen sind. Ich erwarte in Hamburg unter der bekannten Adresse Ihre weiteren Aufträge.«

Der Brief wurde, ohne unterschrieben zu sein, zusammengefaltet, gesiegelt und mit der Adresse: Madame la comtesse Frêle versehen. Ueber diesen Brief kam aber erst ein neuer Umschlag und dessen Adresse lautete: Madame Anne Englumau à Bordeaux, Rue de Paris.

Der Fremde hielt den Brief, nachdem er ihn gesiegelt hatte, einige Augenblicke nachdenkend in der Hand.

»Sie braucht nicht mehr zu wissen!« sagte er endlich und stand mit einer raschen Bewegung auf.

III.

Während der Fremde im »wilden Mann« eine schlaflose Nacht voll der quälendsten Sorgen zubrachte, war die Todtencapelle auf dem Stephansfreidhofe der Schauplatz einer tragischen Begebenheit geworden.

Der junge Priester hatte hinter dem Fremden das Thor geschlossen, und eilte jetzt, wie von bangen Ahnungen getrieben, wieder der Capelle zu.

Welch' ein Bild zeigte sich ihm, als er dorthin kam!

In einem Winkel der Capelle kniete Martin, sein Antlitz war todtenbleich, seine Züge verzerrt, die Haare schienen sich auf seinem Kopfe zu sträuben, und die Augen, in denen alle Schrecken der Angst starrten, waren wie hervorquellend auf den Sarg gerichtet.

Bei dem leichten Geräusch, welches das Eintreten des Priesters verursacht hatte, schien er wie aus einer Erstarrung zu erwachen, und mit einem heiseren unarticulirten Schrei wies er mit der ausgestreckten Hand auf den Sarg hin.

»Was ist geschehen?« fragte der Priester, bei diesem Anblicke selbst von Entsetzen ergriffen.

Martin schien aber die Frage nicht zu verstehen; bebend wendete er den Kopf der Wand zu und deutete rückwärts mit beiden Händen nach dem Sarge.

»Unglücklicher, was ist Dir?« rief der Priester, trat hastig zu dem Knienden und versuchte ihn aufzuheben. Dieser aber, dessen ganzes Wesen umgewandelt schien, schauerte bei

der Berührung zusammen, und kraftlos sank er mit dem ganzen Oberleibe an die Wand. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm, es war nur ein heiseres Gurgeln, das er fast besinnungslos hervorbrachte, und der Priester unterschied mit Mühe, daß er nur die Worte: ora pro nobis! wiederholte.

»Was ist geschehen? was ist Dir?« wiederholte der Geistliche dringend, und versuchte mit aller Kraft den noch immer Knienden vom Boden aufzuheben. Jede Anstrengung war aber vergebens, der schwere Körper des alten Mannes entsank immer wieder seinen Armen und knickte wie kraftlos zusammen. Ein leiser Schauer durchbebte den Helfenden, der das Räthsel dieses Augenblickes nicht fassen konnte, — es mußte während der wenigen Augenblicke, als er sich entfernt hatte, etwas Entsetzliches sich zugetragen haben, denn Martin war sonst nicht der Mann, der so leicht und bei Kleinigkeiten zusammenschauderte, und jetzt lag er da auf dem kalten Steinboden, den Kopf an die feuchte Mauer gelehnt, fast ohne Bewegung und das Leben nur durch die tiefen, schweren, hohlen Athemzüge andeutend. Der Priester ahnte wohl, daß mit diesem nächtlichen Begräbniß ein Geheimniß verhüllt werden sollte — aber der Todtenschein war, so weit er in derlei Dinge eingeweiht war, in Ordnung, und in der Pfarre war noch am Abend davon gesprochen worden, daß für die Nacht eine stille, einfache Leiche angesagt sei. Was aber war geschehen? Alle diese Gedanken zogen zwar mit Blitzesschnelle durch seine Seele, aber vor Allem galt es, den alten Martin wieder ins Leben zurückzurufen.

Mit raschem Schritte eilte er eben aus der Capelle, um Hilfe für den Unglücklichen zu holen, — da tönte ein dum-

pfer halblauter Ton an sein Ohr; überrascht und erschrocken blieb er stehen und wendete hastig den Kopf zurück.

»Er ruft! er ruft!« schrie in diesem Augenblicke Martin, den derselbe dumpfe Ton plötzlich wunderbar belebt und wie elastisch vom Boden emporgeschnellt hatte, und der jetzt sein Ohr an den Sarg legte.

»Was sagst Du?« rief der Geistliche, dem bei Martins Ausruf Alles klar zu werden schien, und stürzte zum Sarge hin.

— — — Jetzt tönte wieder derselbe hohle Ton, aber etwas lauter — er wiederholte sich — es war ein deutliches Klopfen — gleich darauf ein unterdrückter Schrei — alles aus dem Sarge.

»Jesus, Maria, Joseph! Martin, spring um eine Hacke!« waren die einzigen Worte, welche der Geistliche instinctmäßig ausstoßen konnte, während auch er sein Ohr an den Sarg legte und deutlich schnell aufeinanderfolgende tiefe Athemzüge, wie aus einer keuchenden Brust vernahm.

»Wer Ihr auch seid,« rief er in den Sarg, »wenn Ihr bei Sinnen, so betet ein Vater unser, die Hilfe ist nahe.«

Erwartungsvoll horchte er auf eine Antwort und begann dem Eingeschlossenen das Gebet des Herrn mit lauter Stimme vorzubeten — und sein Herz hob sich freudig, als er deutlich jeden Satz, wenn auch wie von einer schwachen Stimme wiederholen hörte.

Das Gebet war noch nicht zu Ende, als Martin schon mit einer blanken Axt in die Capelle stürzte, und wie von einer dämonischen Gewalt getrieben, das scharfe Eisen in die Fuge zwischen Sarg und Deckel einsetzte, daß bei dem ersten Ruck gleich das ganze Holzwerk knarrend stöhnte. Der riesige

Mensch, aus dessen Antlitz noch nicht die Spuren der Ohnmacht und des Entsetzens gewichen waren, arbeitete mit einer wie von Wahnsinn angestachelten Gewalt, — einige Augenblicke und der Deckel war von allen Seiten so hoch gelüftet, daß die beiden Männer ihn jetzt mit leichter Mühe zur Seite legen konnten.

In dem Augenblicke, als sich das Innere des Sarges zeigte, fuhr Martin erbleichend einen Schritt zurück. Er stierte die darinnen liegende Gestalt an und schien die Stimme des Geistlichen nicht zu hören, welche ihn dringend zur Beihilfe rief.

Denn im Sarge lag, in ein Todtenhemd gekleidet, eine Jünglingsgestalt mit geschlossenen Augen, die Züge des jugendlichen Antlitzes etwas verzerrt, und die Finger der einen Hand wie im starken Krampf zusammengebogen.

»Unsere Hilfe ist zu spät gekommen,« rief der Geistliche wehklagend aus, als er sich über die unbewegliche Gestalt beugte und keine Spur des Lebens entdeckte, — »wir haben zu lange gezögert, und im letzten Augenblicke hat ihn vielleicht die Freude über die plötzliche Rettung getödtet.«

Martin, welcher sich indeß von seinem Schrecken erholt zu haben schien, näherte sich jetzt dem Sarge, wenn auch zögernd und beinahe wie von einer unerklärlichen Scheu zurückgehalten, und das nicht zu unterdrückende, schwer zu bemeisternde Spiel seiner Gesichtszüge zeigte deutlich, welchen starken Kampf er in seinem Innern zu ringen habe. Auf den wehklagenden Ruf des Priesters suchte er sich aber so weit zu beherrschen, daß er sich auch ganz nahe über die Leiche niederbeugte und den Jüngling im Sarge einige Augenblicke sehr aufmerksam beobachtete.

Mit einer eigenthümlichen Hast hob er endlich den Kopf

und sagte rasch zu dem Geistlichen: »Mit dem da hat es noch gute Wege — der lebt, seht ihn nur genau an und Ihr werdet Euch selbst überzeugen.«

»Du glaubst also, daß es nur eine Ohnmacht ist?« fragte freudig erregt der Priester.

»So etwas dergleichen, — denn ich habe mein Lebtag noch nicht gesehen, daß ein vollkommen Todter, so ein zarter Würmerbissen, mit den Wimpern gezuckt hätte. Die Todten, die ich bisher gesehen, haben sich alle nicht mehr gerührt.«

Der Geistliche schien die letzten Worte ganz zu überhören, mit so gespannter Aufmerksamkeit schaute er in das Antlitz der vermeintlicheu Leiche, und winkte noch ungeduldig Martin, der wieder sprechen wollte, als ob jeder Laut die Ruhe des Ohnmächtigen stören könnte.

»Ja, ja!« rief er jetzt selbst aus, »Du hast Recht, die Augenlider bewegen sich, aber ganz leise, fast unmerklich, es ist, als wenn der Tod seine Beute festhalten wollte, — geh, lauf nach einem Arzt, hier ist rasche Hilfe nothwendig, wenn nicht Alles verloren sein soll.«

Martin stand unbeweglich.

»Einen Arzt soll ich holen? Was der thun kann, das können wir für den Nothfall auch, — und ich meine, es ist nicht gut, daß man allzuviel Leute von der Geschichte wissen läßt, — es könnte böses Blut machen; es heißt dann, man hat einen Menschen lebendig begraben wollen, und die bösen Leute —«

Er hatte die letzten Worte nur mehr für sich hingemurmelt, der Geistliche schien sie überhört zu haben.

»Geh! geh!« drängte er jetzt den Alten; »doch nein,« sagte er nach einem augenblicklichen Besinnen, »es ist besser, wir schaffen den Neuerwachten von hier fort, in eine warme

Stube, — fasse den Menschen, wir wollen ihn in deine Kammer tragen, es ist das Nächste, wo wir ein Bett finden.«

Martin schien im ersten Augenblick von dieser Zumuthung betreten; es war ihm, als müßte er dagegen sich sträuben; aber der Geistliche hatte bereits den im Sarge Liegenden halb in seine Arme genommen und widerstrebend fügte sich Martin darein, den Ohnmächtigen bei den Füßen zu heben, und so trugen beide Männer mit ganz verschiedenen Gefühlen den noch immer Leblosen aus der Capelle bis in Martins Wohnung.

Die kalte Nachtluft und die eisigen Schneeflocken, welche auf den nur mit einem Hemde bekleideten Körper fielen, mußten mehr als ärztliche Hilfe zu seiner Wiederbelebung beigetragen haben; denn kaum hatten die beiden Männer den Jüngling in das Bett gelegt, als er auch schon nach den ersten Minuten matt die Augen aufschlug und einen tiefen Seufzer ausstieß, als wollte er eine drückende Last von seiner Brust wälzen.

»Meine Mutter! Sophie! Hierher!« waren die ersten Worte, welche er noch halbbewußtlos ausrief, und dabei irrten seine Blicke wie geistesabwesend in dem kleinen, nur von der auf dem Tische stehenden Lampe beleuchteten Zimmer umher.

Der Geistliche stand neben dem Bette und hielt theilnahmvoll seine Hand. — »Wie befinden Sie sich?« fragte er sanft und beobachtete mit Interesse, wie nach und nach das Leben und Bewußtsein in die Züge des jungen Mannes zurückkehrten und er mit beinahe ängstlicher Scheu um sich blickte, als wolle er seine Gedanken und Erinnerungen sammeln.

In diesem Augenblicke zog ein Knistern wie von Feuer

und ein starker Brandgeruch, welcher aus der Vorderstube in die Kammer drang, die Aufmerksamkeit des Geistlichen auf sich. Der Rauch quoll immer stärker und drückender herein; voll Angst rief der Priester, welcher ein Unglück ahnte, nach Martin, der seit dem Augenblicke, als sie den Jüngling in das Bett gelegt hatten, verschwunden war.

Aber sein Ruf schien nicht gehört worden zu sein, — immer dicker und schwärzer quoll der Rauch zur Kammer herein — der Kranke im Bette, welchen der Geistliche zu verlassen fürchtete, schloß wieder wie von neuer Ohnmacht befallen die Augen — jetzt sprang der Priester voll Angst zur Thüre hin und riß sie hastig auf. Neue erstickende Rauchwolken wälzten sich ihm entgegen, die Flamme des Lichtes, das auf dem Tische stand, erschien durch den Rauch ganz gedrückt und blutroth; voll Angst wiederholte er seinen Ruf nach Martin, und ein höllisches höhnisches Lachen tönte ihm als Antwort zurück.

Mit einem raschen Stoß zerschmetterte der Geistliche ein Fenster, — der Rauch fand einen Abzug, und jetzt erst erblickte der Geistliche die Gestalt des alten Mannes, zwar noch wie in schattenhaften Umrissen, und sah, wie dieser vor dem großen Kachelofen stand und aus einer Kiste neben sich kleine Packete mit wilder Hast in die Röhre schob, aus welcher der Rauch hervordrang.

»Jesus! Maria! Martin, wir ersticken!« schrie der Priester und eilte zum Ofen hin, um den Alten, welcher fortwährend neue Päcke in die Röhre schob, von diesem Platze wegzudrängen, dieser aber warf sich auf den Priester und drückte ihn mit Riesenkraft auf die Bank neben dem Ofen nieder.

»Nicht einen Laut!« sagte er mit heiserer halberstickter

Stimme, »der geringste Ruf und es war euer letzter. — Nicht ein Wort mehr will ich hören — und laßt es Euch nicht einfallen, hier etwas gesehen zu haben!«

Der Priester versuchte es, sich aus den Händen des Rasenden zu entwinden, — es war ein vergebliches Bemühen, er fühlte sich wie mit eisernen Banden festgehalten; bei jeder Bewegung, die er zu machen versuchte, drückte Martin ihn um so kräftiger zurück, — es schien, als ob der Widerstand des Priesters ihn nur zu neuer Anstrengung immer aufforderte.

»Laß mich zu dem Kranken!« bat endlich der Geistliche, »er stirbt in dem Qualm, wenn ich nicht in der Kammer ein Fenster öffne.«

»Und wer sagt Euch denn, daß er nicht sterben soll?« fragte Martin höhnisch.

»Ich sag' es Dir!« rief es jetzt von der Kammer her mit heller, eigenthümlich tönender Stimme, und wie die Beiden in der Stube überrascht hinblickten, sahen sie durch den Schleier des Rauches hindurch in der offenen Thüre an der Schwelle der Kammer den Jüngling im Todtenhemde stehen, den erhobenen linken Arm drohend gegen Martin ausgestreckt.

Mit einem Ausrufe der Wuth warf sich Martin, ohne daß der Geistliche es hindern konnte, auf den Jüngling; in demselben Augenblicke aber, wo er ihn beinahe berührte, stürzte er mit einem lauten Schmerzschrei an der Schwelle der Kammer nieder.

Der Jüngling hatte das kurze Messer, das der Wüthende auf ihn gezückt hatte, diesem blitzschnell entwunden, und Martin war blindlings in seine eigene Waffe gefallen.

IV.

Am nächsten Morgen sprach man in der erzbischöflichen Residenz mit geheimnißvoller Miene von nichts anderem, als von der Flucht des Wächters und den räthselhaften Umständen, von welchen diese begleitet war. Ein alter Domherr war der erste, welcher diese Entdeckung machte, denn als er zeitlich früh in die Kirche ging, verwunderte er sich sehr, zu dieser Stunde noch kein Licht in Martins Stube zu sehen. Er ging näher und fand zu seinem Erstaunen die Thür des Häuschens offen, und aus der Stube quoll es ihm wie der Geruch von vielem verbrannten Papier entgegen. Er machte sogleich im Pfarramte die Anzeige, und als man nun näher untersuchte, traf man die ganze Kochröhre des Ofens voll Papierzunder, alle Habseligkeiten aber vollkommen unberührt, und bei näherer Besichtigung auf dem Fußboden nicht weit von der Schwelle der Schlafkammer mehrere Blutflecken. Martin mußte, nach dem Zustande des Bettes zu urtheilen, vor den Ereignissen dieser Nacht, welche sein Verschwinden zur Folge hatten, noch darin geschlafen haben.

Daß diese Ereignisse noch mit einer andern eben so wenig erklärten Begebenheit im Zusammenhange stehen mußten, ging daraus hervor, daß man in der Freidhofscapelle einen geöffneten Sarg gefunden hatte, dessen Leiche fehlte.

Dieser letztere Umstand trug nicht wenig dazu bei, die abergläubigen Seelen des unteren Personals im Pfarrhofe mit tiefem Entsetzen zu erfüllen, und Mancher erinnerte sich

jetzt deutlich, daß Martin schon seit längerer Zeit mehr als hinlängliche Ursache gegeben habe, seinen religiösen Lebenswandel mit Mißtrauen zu betrachten.

Ein alter Kirchendiener wollte sogar bemerkt haben, daß manchmal zur Nachtzeit in ganz verstohlener Weise mehrere Menschen auf dem Freidhofe erschienen seien; mehreremal hätte er Licht gesehen an jener Stelle, wo sich der Eingang zu den großen unterirdischen Grabgewölben, den Catacomben, befindet. In einer Nacht endlich hätten sich Gestalten in der Capelle gezeigt und seien nach einander in jene Grabgewölbe hinabgestiegen.

Der Vorsaal bei Sr. Eminenz dem Cardinal Erzbischof von Wien, Grafen von Migazzi, war heute schon ungewöhnlich früh von zahlreichem Besuche gefüllt. Ein großer Theil der Anwesenden gehörte dem einflußreichen Orden der Gesellschaft Jesu an, und es mußte etwas sehr Wichtiges sein, um was es sich diesmal handelte, denn die ehrwürdigen Väter standen im eifrigen Gespräche gruppenweise zusammen. Plötzlich ersuchte einer derselben, welcher bisher schweigend bei den andern gestanden hatte, den anwesenden Kammerherrn des Cardinals um die Erlaubniß, an dem im Saale stehenden Tische eine Schrift entwerfen zu dürfen.

Außerordentlich bereitwillig und mit unverkennbar hoher Achtung in Wort und Miene wurden Schreibmaterialien herbeigeschafft, uud sogleich drängten sich alle anwesenden Mitglieder der Gesellschaft Jesu an den Tisch, wo jener Geistliche bereits Platz genommen hatte, und in raschen Zügen, kaum nachdenkend, flüchtig auf dem Papiere zu schreiben begann. Seine Ordensbrüder sahen mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, das er schrieb, man sah ihm über die Schulter auf's Papier und die widersprechendsten Stim-

mungen drückten sich in den verschiedenen Physiognomien aus. Aber je länger er schrieb, desto ernster wurden alle Blicke. Endlich stand er rasch auf, schob den Stuhl mit so auffallendem Geräusch zurück, daß selbst der Thürhüter im Saale sich zu einem gewissermaßen mißbilligenden Räuspern veranlaßt sah, und fragte gemessen, aber mit jenem unverkennbaren Ausdrucke in der Miene, welcher den Mann der zu befehlen gewohnt ist, kennzeichnet: ob Seine Eminenz noch immer nicht zu sprechen sei!

Der Kammerherr des Cardinals, welcher sich geschäftig unter die verschiedenen Gruppen der im Saale Anwesenden gemischt, und bald da bald dort ein Wort mitgesprochen hatte, trat jetzt mit süßer Freundlichkeit rasch hinzu und meinte, daß es Se. Eminenz gewiß unendlich bedaure, den hochwürdigen Herrn Provincial nicht sogleich empfangen zu können, daß aber der Vorfall dieser Nacht auf dem Stephansfreidhofe, über welchen soeben ein junger Dechant der Pfarre ausführlichen Bericht erstatte, Seine Eminenz noch immer beschäftige.

Eine leichte Wolke zog bei diesen Worten über die Stirn des Provincials, doch neigte er dankend das Haupt und ließ sich in einen Lehnsessel in der Fenstervertiefung nieder.

Der Thürhüter sah immer nach einigen Minuten durch das Schlüsselloch in das Cabinet des Cardinals, und schüttelte dann, jedesmal den im Vorsaale Versammelten bedeutsam zunickend, bedauernd die starkgepuderte Perrücke.

Indeß hatte sich der Saal immer mehr und mehr mit Menschen gefüllt, Personen aus den verschiedensten Classen waren hier versammelt, und nebst den Trachten all der zahlreichen Orden, welche damals noch in Wien bestanden, sah man das gestickte Kleid und fein frisirte Haar des Adeligen, den sorgfältig gepflegten Zopf des Beamten, sowie den schlich-

ten einfachen Rock des Bürgers in bunter Mischung. Auch einige Frauen befanden sich unter den Wartenden, aber man sah es ihnen auf den ersten Blick an, daß die schüchterne Bitte, welche auf ihren bleichen Lippen schwebte, nur mit großer Befangenheit vor dem hohen Kirchenfürsten werde ausgesprochen werden können.

Der Provincial schien in seinem Lehnstuhl in tiefes Nachdenken versunken und nur von Zeit zu Zeit schweifte sein Auge wie theilnahmlos unter der Menge der Gegenwärtigen umher, und doch — mit welchen aufmerksamen, wenn auch scheinbar flüchtigen Blicken musterte er die Anwesenden, als suche er, oder erwarte er noch Jemand.

In der That leuchtete es plötzlich, wenn auch nur ganz flüchtig heller in seinem Auge auf. Fast unbemerkt von allen anderen war ein ältlicher Mann in sehr bescheidener Tracht in den Saal getreten und hatte sich in den Winkel gleich neben der Thüre hingedrückt. Aus seinem halbverlegenen Umherblicken im Saale konnte man leicht bemerken, daß er hier noch ein Neuling; er schien ebenfalls Jemand zu suchen und seine eingefallenen Züge belebten sich merklich, als er den Provincial erblickte. Der starre Blick, welchen er auf den jetzt Gefundenen richtete, war so sprechend und schien auch von dem Pater so richtig verstanden worden zu sein, daß ein leichtes Nicken des Kopfes, welches jeder Andere für einen einfachen Gruß gehalten haben würde, zwischen den Beiden vollkommen zu genügen schien.

Gerade jetzt aber riß der Thürhüter die Flügelthür vom Cabinet des Cardinals auf.

Der junge Geistliche, welcher die vergangene Nacht in der Capelle auf dem Stephansfreidhofe gewesen war, schritt

mit gesenktem Haupte, ehrerbietig die versammelten Patres grüßend, durch den Vorsaal.

Der Thürhüter hatte gleichzeitig sich tief verneigend eine einladende Bewegung gegen den Pater Provincial gemacht, welcher nun durch die geöffnete Thür in das Cabinet des Cardinals trat.

Alle im Vorsaale Anwesenden schienen diesen Moment als den Anfang einer langen Pause bis zu ihrer eigenen Audienz zu betrachten. Das Gespräch wurde von jetzt an ungezwungener und in größeren Gruppen geführt, und zu derjenigen, welche sich am angelegentlichsten zu besprechen schien, war jetzt auch jener so bescheiden gekleidete Mann hingetreten, welcher bald nach seinem Eintritte mit dem Provincial die bedeutsamen Blicke gewechselt hatte.

»War der junge ehrwürdige Herr, welcher so eben von hier ging,« fragte er ganz bescheiden und mit süßlicher Stimme, »nicht der gelehrte Pater Mansperger aus dem ehrwürdigen Profeßhause auf dem Hof?«

»Ganz recht, Herr geheimer Kanzlist »Schreiber,« antwortete ihm ein alter freundlicher Priester aus dem Kreise, »es war Pater Mansperger, welcher aber nicht mehr in dem Profeßhause sich befindet, sondern durch die hohe Protection Seiner römisch-kaiserlichen Majestät jetzt als jüngster Dechant bei dem Stephansdome sich befindet.«

»Durch Seiner kaiserlichen Majestät Protection also?« sagte der Kanzlist lauernd, — »ja, ja, Protection! o! es ist eine gar schöne Sache um hohe Protection, — ein Kanzlist, wie unsereins, der seit 31 Jahren dient, weiß davon zu erzählen. — Aber, um wieder auf den ehrwürdigen Herrn zu kommen, seine Versetzung ist wohl seit seiner Reise nach Rom vor sich gegangen?«

»Allerdings — Seine Heiligkeit selbst hat ihn mit einem Briefe an die kaiserliche Majestät begnadigt!«

Der Kanzlist schüttelte vor sich hinlächelnd den Kopf und zuckte wie bedauernd mit den Schultern.

Es entstand eine Pause im Gespräche. Das Abbrechen der Unterhaltung bei dieser einen Gruppe zog das Schweigen der andern Personen im Saale nach sich. Der Thürhüter, welcher bereits an längere Unterredungen zwischen dem Cardinal und seinem Besuche gewöhnt war, hatte sich eben etwas näher zu der einen Gruppe gestellt, ging aber plötzlich auf einen Augenblick wieder auf seinen Posten zurück, um durch das Schlüsselloch einen Blick zu werfen.

»Nun, Herr Andreas?« fragte einer der im Vorsaale wartenden Herren.

»Kein Gedanke, daß es sobald aus sein wird,« sagte der Thürhüter mit jener Sicherheit, welche eine lange Uebung in seinem Amte und die genaue Bekanntschaft mit allen Besuchern Seiner Eminenz verrieth. — »Seine Eminenz haben sich zum Camin gesetzt und Seine Hochwürden hat ebenfalls Platz genommen,« fügte er in einem Tone hinzu, der ausdrücken sollte: »wenn die beiden Herren in solches Gespräch vertieft sind, kann man gar nicht sagen, wann es abgebrochen wird.«

»Um wieder auf den ehrwürdigen Vater Mansperger zu kommen,« nahm der Kanzlist, welcher nach und nach immer weiter sich vorgeschoben hatte, das Wort, »er soll ein feiner Kopf sein, gelehrt in politicis und theologicis, — aber sonst auch, was man so einen — Schlaukopf nennt!«

»Herr Kanzlist,« sagte jetzt ziemlich laut einer der anwesenden jüngern Priester, »Er scheint den Pater nicht zu kennen, sonst würde Er wohl anders von ihm sprechen.«

»Der Herr behüte und bewahre mich, daß ich Jemand wissentlich Unrecht thun sollte!« rief halblaut Herr Schreiber und schlug dabei reuig an seine Brust — »aber mir fällt bei der Erzählung der römischen Reise jenes ehrwürdigen Herrn eine Geschichte ein, welche sich vor mehreren Jahren kurz vor der Aufhebung seines Ordens in Frankreich in einem Kloster in Paris zugetragen haben soll.«

Der Kreis rückte neugierig näher an den Sprechenden, selbst der Thürhüter war sorglos genug, sich von seinem Posten zu entfernen und an die Horchenden anzuschließen, als der Kanzlist begann:

»Um die Zeit, als sich schon der gottvergessene Herzog von Choiseul mit dem Gedanken trug, es dem Judenminister Pombal in Portugal nachzumachen, und die um die hohe Bildung und Wissenschaft Frankreichs so hochverdienten Patres der Gesellschaft Jesu aufzuheben, kramte einmal in Abwesenheit des hochwürdigen Rectors der Bibliothecarius des Profeßhauses in Paris in dem Büchersaale, wobei auch die an den Wänden hängenden Gemälde seine Aufmerksamkeit fesselten. Vorzüglich eines derselben, auf welches eben das helle Sonnenlicht fiel, schien ihn gar sehr zu interessiren. Um es besser zu betrachten, entschloß er sich endlich, es von der Wand zu nehmen. Wie erstaunte er aber, als er hinter dem Bilde in dem Getäfel eine kleine Thür entdeckte und sich hinter dieser, nach vielen Versuchen, den geheimen Drücker zu finden, ein eisernes Behältniß öffnete, welches —«

»Wie Narren und Schwätzer behaupten, wichtige Schriften enthalten haben soll!« — sagte jetzt plötzlich in den Kreis der gespannten Zuhörer tretend, der Provincial und warf einen vernichtenden Blick auf den zitternden Kanzlisten.

Die Anwesenden machten erschrocken Platz, und wie sie

aufblickten und gegen die Thüre des Cabinets sahen, stand dort an der Schwelle der Cardinal selbst, den Finger der einen Hand warnend erhoben.

V.

Die Inwohner des großen Freihauses auf der Wieden hatten seit zwei Tagen so viel die Köpfe zusammen zu stecken, zu flüstern, mit den Achseln zu zucken, und einige sogar sich zu bekreuzen, daß dies nothwendig selbst die Aufmerksamkeit jener Parteien im Hause erregen mußte, welche sich sonst nicht im geringsten um das kümmerten, was um sie her vorging. Diesmal aber mußte die Sache gar wichtig und interessant sein, und die Frau Rosl war zu sehr um ihre sämmtlichen Parteien besorgt, um auch nur einer einzigen die neue wichtige und höchst interessante Geschichte entgehen zu lassen.

Frau Rosl, die Hausmeisterin bei dem vorderen Hauptthore des Freihauses, gegen den jetzigen Naschmarkt zu, war eine sehr wichtige Person für den größten Theil ihrer Miethsleute. Zwar schon seit achtundzwanzig Jahren in Wien, hatte sie dennoch nicht die süßen Laute ihrer Muttersprache aus der Gegend von Czaslau vergessen und bewahrte eine rührende Pietät für die vortrefflichen Erzeugnisse ihres Vaterlandes, unter welchen allen sie dem Biere den ersten Rang einräumte. Ihre Feindin, die Kastanienbraterin, welche den Stand am Eck des Freihauses gegen die Fahrstraße zu hatte, trieb indeß die Verleumdung so weit, zu behaupten, die etwas tiefe und männliche Stimme der Hausmeisterin stamme erst von der Zeit her, seit die Wiener Brauer ihr Erzeugniß so vortreff-

lich herzustellen vermöchten, während sie andererseits versicherte, die etwas starkrunde Gestalt der Hausmeisterin sei nicht natürlich, sondern eine künstliche Aufschichtung jenes Stoffes, zu dessen Verflüchtigung man sonst Seife anzuwenden gewohnt ist.

Seit zwei Tagen war aber selbst in den Gesinnungen dieser Frau gegen die Hausmeisterin eine merkwürdige Umwandlung vorgegangen. Sie hielt den Kopf heute mehr gegen das Hauptthor des Freihauses, als gegen ihr Kohlenbecken gerichtet, und wünschte sehnlichst den alten Groll auszugleichen und in den Kreis der Vertrauenspersonen der Hausmeisterin aufgenommen zn sein. Sie hatte von einer grauslichen Geschichte gehört, welche sich im Freihause zugetragen, und obgleich sie an die verschiedenen Dienstmädchen des Hauses manche Handvoll Kastanien zum Opfer zebracht hatte, das Rechte hatte sie doch noch nicht erfahren, denn das Rechte konnte — ihrer Ansicht nach — nur die Hausmeisterin wissen.

Endlich faßte sich die Frau Nani ein Herz. Sie übergab vorläufig die Bewachung ihres Waarenlagers einem kleinen zerlumpten Jungen, der neben ihrem Kohlenbecken auf der frostigen Erde hockte, und schärfte ihm unter der eindringlichsten Androhung einer erklecklichen Menge von Schopfbeutlern strengstens ein, weder selbst von den verbotenen Früchten aus der Pfanne zu naschen, noch anders als vier Stück um einen Dreier zu verkaufen.

»Ich brech' Dir's Genick, wenn ich wieder komm' und mir fehlt was!« war die herzliche und eindringliche Ermahnung, mit welcher sie ihren Stellvertreter verließ, um geraden Weges auf die Hausmeisterin loszusteuern, welche so eben mit einem offenbar sehr alten Beinkleide über dem Arm unter das Hausthor getreten war.

»Schön guten Morgen, Frau Nachbarin!« rief die neuigkeitslustige Kastanienbraterin ihr schon von weitem entgegen, so daß die Hausmeisterin ganz überrascht den Kopf wendete.

»Unsereins hat einen guten Morgen nothwendig,« antwortete sie ganz verdrießlich; »aus der Haut springen könnt' unsereins, mit was für Leut' unsereins zu thun hat.«

»Und die Frau Rosl ist doch eine so galante Person,« bemerkte die Andere schmeichelnd, — »ich sag's meiner Toni immer: an der Frau Rosl mußt' Dir ein Beispiel nehmen, das ist eine Wirthin, wie sie unser Herrgott gern hat.«

»Und was hab' ich davon?« rief die Hausmeisterin ganz aufgeregt, — »wer gibt mir was? Bettelvolk, nichts als Bettelvolk in ganze Haus; den ganzen Tag nichts als: Frau Rosl da und Frau Rosl da, und wenn die Woche herum ist, nicht ein Siebenzehner verdient, aber dafür Aergerniß genug und immerfort mit dem Grundwachter zu thun gehabt!«

»Ah — mit dem Grundwachter! die Frau Rosl übertreibt; was hat der Grundwachter bei der Frau Rosl zu thun? die ganze Wienerstadt kennt die Frau Rosl als eine reputirliche Person!«

»Mit mir? ja — ich möcht' den sehen, der mir was anhaben will, — aber mit die Parteien im Haus; — Frau Nachbarin, überall in jedem Haus ist Bagasche, aber nirgends so viel wie in dem Haus.«

»O Je! die Frau Rosl übertreibt schon wieder! — Bagasch in einem Hause, wo die Frau Rosl die Frau Hausmeisterin ist — das sollt' noch aufkommen!«

»Was kann denn ich dafür? — bin ich die Herrschaft? — ich nehme die Leut' nicht in's Haus, — ich bin nur die Dienerin, ich bin die Hausmeisterin, und muß »Euer Gna-

den« sagen, wenn sie um zwölf in der Nacht nach Haus kommen und mir die Glocke abreißen. Dann geben sie für's Aufsperren einen Kreuzer!«

»Aber es wohnen ja vornehme Leute da? der Herr Baron und die gnädigen Herren, die Beamten.« —

»Wenn die Frau Nachbarin mir nur nicht von dem Herrn Baron was sagen möcht'!« rief Frau Rosl fast zornig aus; — »der Herr Baron! Wem meint die Frau, gehört der Hader, den ich da hängen habe?« fragte sie und zeigte, den Arm in die Höhe hebend, ein Paar Beinkleider, das leibhaftigste Symbol der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Eine Fahne, die zehn Schlachten mitgemacht hat, kann nicht so zerschlissen aussehen, als es bei den sogenannten seidenen Beinkleidern des Herrn Baron der Fall war.

»Und wenn man die junge gnädige Baronesse auf der Gasse sieht, — mit dem Bedienten hinterher, da sollt' man ja meinen, Gott weiß was!« bemerkte Frau Nani, als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte.

»Bedienter! was Bedienter!« war die Antwort, welche die Hausmeisterin ganz giftig gab, — »das weiß ich besser, wenn die Frau Nachbarin so ein'n Bedienten für'n Sonntag in die Kirche zu gehen haben will, es wohnen genug Leut' hier im Haus, die für einen Sechser auf die Stund' den Bedienten abgeben.«

In diesem Augenblicke rauschte es von der Stiege bei dem Thorwege herab, wie wenn ein schwerer Seidenstoff hin und her geschlagen würde, — die Hausmeisterin gab der Nachbarin ein Zeichen, als wollte sie sagen: »da kommt sie gerade!« und wirklich hüpfte auch schon von der letzten Stufe eine junge Dame herab, deren weitbauschiges großgeblumtes Damastkleid jenes Geräusch hervorgebracht hatte.

Die Dame, welche kaum zwanzig Jahre alt schien, hatte eines jener alltäglichen runden halbvollen Gesichter, bei welchen die Jugendfrische den Mangel an wahrer ausdrucksvoller und geistiger Schönheit ersetzen muß. Das blonde, ziemlich hoch frisirte Haar, welches ein an der rechten Seite des Kopfes aufsitzendes kleines Hütchen aus rosafarbener Seide keineswegs bedeckte, paßte zu den munteren klugen Augen, deren tiefblaue Sterne fast herausfordernd in die Welt blickten. Ein hellgrüner Mantel, mit weißem Pelzwerk ausgeschlagen, bedeckte die Schultern und den Oberleib, und vollendete mit dem großen Muff, ebenfalls von weißem Pelzwerk, das Ganze einer Toilette, welche damals nicht allein für modisch, sondern auch für sehr elegant galt.

Ein etwas sauerblickender Mensch von ungewöhnlicher Länge und eben so ungewöhnlicher Magerkeit, in der gestickten Livrée eines Bedienten trug dem Fräulein das Gebetbuch nach.

Sie hatte kaum den Fuß unter den Thorweg gesetzt und die beiden Frauen dort erblickt, als sie mit viel natürlichem Unmuth in Ton und Geberde das hübsche Köpfchen rückwärts warf und dem Bedienten zurief:

»Aber Balthasar, die Sänfte ist ja noch nicht da! Schau Er doch gleich, wo die Träger bleiben! Allons!«

Balthasar sah einen Augenblick wie starr auf das Fräulein; endlich schien er sie verstanden zu haben und lief mit einer tiefen Verbeugung an ihr vorüber zum Thore hinaus.

Das Fräulein näherte sich wieder der Treppe, als wollte sie zurückgehen; die Hausmeisterin aber, welche alle Eigenheiten ihrer Parteien sehr wohl zu kennen schien, näherte sich ihr mit einem tiefen Knix und erlaubte sich die Frage nach dem gnädigen Wohlbefinden der gnädigen Baronesse.

Das Fräulein lächelte huldvoll und indem sie einen Blick auf die Nachbarin warf, welche schüchtern vor der hochgebornen Größe sich mehr vor das Thor gestellt hatte, fragte sie leise und verstohlen:

»Weiß die Frau Rosl noch nicht, was aus dem fremden Herrn geworden ist?«

Die Hausmeisterin machte ein sehr pfiffiges Gesicht, in welchem man leicht das Behagen darüber lesen konnte, in ein Verhältniß hineingezogen zu sein, welches ihr in mehrfacher Beziehung von Vortheil zu werden versprach. Jede Falte ihres Gesichtes war Theilnahme, als sie dem Fräulein bedauernd und achselzuckend meldete, daß von dem Fremden seit dem Tode des jungen Haimon keine Spur zu sehen sei.

»Und wissen denn die bei Haimon nichts von ihm?« fragte das Fräulein weiter, sichtlich unangenehm berührt.

»Mein guter Gott! was sollen die wissen?« lautete die Antwort; »die alte Frau liegt und phantasirt immer fort, und Jungfer Sophie, — die gnädige Baronesse kennen ja die schmachtende Person —«

»Ja — glaubt die Hausmeisterin, daß vielleicht die Jungfer Sophie selbst —« sagte das Fräulein ganz gedehnt.

»Die Jungfer mit dem fremden Herrn?« versetzte Frau Rosl ganz ungläubig; »nein, davon glaub' ich nichts, die Jungfer ist eine solide Person und ich weiß, daß ein Freund von dem seligen jungen Herrn ihr immer seine Aufwartung macht!«

Das Fräulein lächelte spöttisch. In ihren klugen Augen lag es wie Hohn und Zweifel, als sie zur Hausmeisterin sagte: »Die Frau Rosl, eine so kluge Frau, wird doch nicht glauben, daß ein Frauenzimmer in unserer Zeit sich immer in den Mann verliebt, der ihr die Cour macht? Bei unser-

einem ist das gewöhnlich nie der Fall, es wäre gegen den Anstand, aber auch die bürgerlichen Mädchen beginnen jetzt schon aufgeklärt zu werden.«

Balthasar, der Schalk, der ganz ruhig während der Zeit im Wirthshause daneben einen Schluck Wein getrunken hatte, kam jetzt eilend gelaufen und meldete Ihrer Gnaden der Baronesse, daß die Träger, die Schlingel, wahrscheinlich die Bestellung vergessen, denn es sei nirgends einer zu sehen.

Das Fräulein war sehr ärgerlich, zu Fuß in die Kirche gehen zu müssen, doch ließ sich das vor der Hand nicht ändern. Der Pelz wurde am Halse geschlossen, beide Hände in den Muff gesteckt und mit einem Kopfnicken, das die Hausmeisterin sehr wohl zu verstehen schien, schritt die Baronesse, den langen Balthasar mit dem Gebetbuche hinter sich, aus dem Hause.

Die Nachbarin war bescheiden während des ganzen Gespräches der Baronin mit Frau Rosl vor dem Thore stehen geblieben; sie verbeugte sich tief, als die Dame vorüberschritt. Kaum war diese aber vorüber, so ging sie schon auf die Hausmeisterin zu, welche gerade in ihr Zimmer neben der Stiege im Hofe eintreten wollte.

»Die Fräulein Baronesse ist aber doch eine rare Person,« sagte sie nicht ohne wirkliches Wohlgefallen.

»Ja, gewiß — sehr rar!« antwortete die Hausmeisterin, »das Geld ist aber noch rarer bei ihr. Wenn ich so viel Ducaten hätt', wie sie Flausen, frag' ich morgen den Herrn Director, wie theuer unser Freihaus ist. — Was schaut mich die Frau Nachbarin an? glaubt's die Frau Nachbarin nicht? die Frau Nachbarin weiß nicht, daß die ganze Noblesse nichts wie lyonisch Gold ist! Der Balthasar kriegt

für's Mitgehen in die Kirchen und für's Gebetbuchtragen zwei Sechser, und das Fragen um die Sänftenträger, — glaubt die Frau Nachbarin, wenn die Baronin nicht Sie gesehen hätt', sie hätt' gefragt? Das geschieht nur immer, wenn wer Fremder dabei ist. Vor uns Hausleuten geht der Baron und die baronische Familie schon mehr in der Negligée herum.«

Die Nachbarin schlug die Hände zusammen.

»Und das sind die noblen Leute!« rief sie, — »wer sähet den Herrschaften so was an! — Aber das bleibt auch wahr: sauber ist die Gnädige, jung und wie Milch und Blut, — die kriegt doch einen gnädigen Herrn.«

»Kriegt Einen?« lachte die Hausmeisterin mit ganz eigenthümlichem boshaften Ausdrucke, — »und noch dazu einen gnädigen Herrn? glaub' die Frau Nachbarin mir, was ich ihr jetzt sag': — die noble Baronesse ist gar nicht so stolz!«

»Was sagt die Frau Rosl? weiß die Frau Rosl etwas? glaubt die Frau Rosl vielleicht? . . .«

Die Hausmeisterin nahm mit unbeschreiblich stolzem Blicke eine Prise.

»Alles weiß ich!« sagte sie, »und mehr noch als das. Es ist Schand' und Spott, wie die noblen Leut' unsereins für dumm halten, und meinen, wir merken nichts. Ich werd' der Frau Nachbarin bei Gelegenheit die Geschichte erzählen.«

»Warum erst bei Gelegenheit? ich hab' jetzt Zeit!« bemerkte die Nachbarin.

»Aber ich nicht — und es dauert lang, ist eine verwickelte Geschichte, es hängt so viel drum und dran; komm' die Frau Nachbarin am Abend, wenn Sie ein-

räumt, auf eine Schalen Suppen zu mir. Sie wird ihre blauen Wunder hören.«

»Hängt das vielleicht mit der Haimon und ihrem Sohn zusammen, der so geschwind gestorben ist?«

»Freilich! — Aber, wer kann aus allen den Sachen klug werden? und glaubt die Nachbarin, daß die ganze Schmier mir was eingetragen hat? fortgangen sein's immer bei der Nacht, kommen sein's immer bei der Nacht, — aber Sperrgeld zahlen — ja — wart' bissl! Wenn's weggehen: »ich komm' bald wieder, Frau Hausmeisterin!« und wenn's kommen, geben's freilich einen Siebzehner, aber ich soll immer einen Kratzfuß machen! — Also, auf den Abend kommt die Frau Nachbarin, — ich hab' jetzt keine Zeit mehr.«

Die Hausmeisterin wendete sich, ohne weitere Umstände zu machen, gegen ihre Wohnung neben der Hofstiege. Die Nachbarin, welche sich wieder zu ihrer Pfanne mit Kastanien zurück begab, hatte vollkommen Ursache, mit dem Erfolge ihrer Diplomatie zufrieden zu sein, denn erstens hatte die Hausmeisterin sie besser als seit langer Zeit empfangen und kein Wort von der alten Feindschaft gesprochen, dann hatte die Kastanienbraterin Gelegenheit erhalten, einen Blick in das Wesen der sogenannten vornehmen Leute der Vorstadt zu werfen, und endlich — waren ihr nicht für den Abend noch Aufschlüsse über all' das viele Gerede und geheimnißvolle Geflüster versprochen, dessen Gegenstand auf dem Naschmarkte jetzt das Freihaus war?

Ihre Ungeduld konnte kaum den Abend erwarten, denn ein Wintertag, wenn er noch so kurz ist, dauert für die gespannte Erwartung immer noch zu lang.

VI.

Endlich war es Abend geworden. Die ziemlich mangelhafte Straßenbeleuchtung jener Zeit — namentlich in den Vorstädten — ließ schon viel früher, als es jetzt der Fall ist, all' die kleinen Kramstellen und Hökerstände von der Gasse verschwinden, welche während des Tages dort offenen Markt hielten. Bis nach sieben Uhr ungefähr trotzte ein Theil dieser Art von Geschäften der kalten Nachtluft, und trug sogar noch zur besseren Beleuchtung der Gasse in so weit mit bei, als jede Kramstelle auf dem Tische oder einem Schämel daneben eine Laterne gestellt hatte, in welcher eine schwindsüchtig dünne Pfennigkerze melancholisch durch die jahrelang nicht geputzten Scheiben blickte.

Nach sieben Uhr aber verschwanden auch diese Wegweiser irgend eines Brot- oder Obstkrams, im Winter vorzüglich der Kastanienbraterinnen, und Frau Nani war heute die erste, welche Feierabend machte. Verwundert schaute die Suppenverkäuferin auf der einen und die Fischbraterin auf der andern Seite zu diesem zeitlichen »Einlegen« der Frau Nachbarin zu, und bald unterhielt man sich bei den verschiedenen Kramstellen vor dem Freihause mit der merkwürdigen Sage: die Frau Nani müsse einen Terno gemacht haben, weil sie so zeitlich nach Hause gehe. Sie aber, die Vielbeneidete, nahm heute ganz herablassend Abschied von ihren Nachbarinnen, und ließ, wie hingeworfen, ein paar Worte davon fallen, daß sie für den Abend zu der Frau Rosl auf einen

»Plausch« eingeladen sei. Das war freilich eine sehr wichtige Nachricht, und ein beneidenswerther Vorzug für die Kastanienbraterin, denn die Hausmeisterin des Freihauses galt bei den ambulanten Victualienhändlerinnen auf dem Platze für eine sehr wichtige einflußreiche Person, und man mußte sehr in ihrer Protection stehen, wenn sie einer Frau gestattete, über Nacht einen Theil ihres Krames unter das Hausthor räumen zu lassen; — — aber eine Einladung zu bekommen, das war bisher noch unerhört!

Frau Nani hatte als gescheidte Frau, welche ihre Gesellschaft kannte, vorsorgend dem kleinen Jungen, welcher bereits am Vormittage ihre Kastanienniederlage beaufsichtigt hatte, bare zwei Kreuzer geschenkt, und ihm dafür aufgetragen, spornstreichs in ihre Wohnung auf den Hundsthurm zu gehen, um ihren Mann, wenn er von der Arbeit nach Hause käme — der würdige Gemal war Packknecht bei einem Griechen auf dem alten Fleischmarkt — davon zu benachrichtigen, daß sie heute später kommen werde, weil sie mit der Frau Rosl im Freihause etwas zu thun habe.

Die Frau Rosl war aber auch eine Frau, die sich, wenn es darauf ankam, nicht spotten ließ.

Als die Nachbarin nach sieben Uhr in die Stube der Hausmeisterin mit einem tiefen Knix eintrat, zeigte der erste Blick ihr gleich die freudige Ueberraschung, daß jene tiefe Sehnsucht, die jedes weibliche Herz nach Caffee empfindet, heute befriedigt werden sollte. Der Tisch sowohl als der große Lehnstuhl waren nahe an den grünen Kachelofen gerückt, eine behagliche Wärme durchströmte das ganze Zimmer und der Tisch selbst, bedeckt mit einem jungfräulich weißen Tuche, zeigte zwei porzellanene Caffeeschälchen mit Goldrändern und gemalten Blumen, wie sie das ganze Jahr sonst nur zur Pa-

rade auf dem Kasten standen; ein Teller voll Zucker stand daneben, und neben dem Zucker ein zweiter Teller, auf welchem — o, der Ueberraschung! sich gar ein Kuchen befand.

Die Hausmeisterin war allein in der Stube, als ihr Besuch eintrat. Die würdige Frau hatte ihrem Manne heute erlaubt, bis zur Sperrstunde gegenüber zum Löwen ins Wirthshaus zu gehen. Sie wollte allein sein, wenn sie ihr Herz ausschüttete, und dann war sie auch der Meinung, daß selbst ihr Mann nicht Alles zu wissen brauche, was im Hause vorgegangen.

»Aber Frau Rosl, so a' Tractament!« waren die ersten Worte, welche die Kastanienbraterin noch halb unter der Thüre ausstieß, als ihr Blick etwas ungalanterweise zu allererst auf den gedeckten Tisch und dann erst auf die Hausfrau gefallen war.

»Geschieht gern und geschieht ja auch nicht alle Tag!« war die halbabgebrochene Antwort, mit welcher die Hausmeisterin sich aus dem Lehnstuhl erhob, in dem sie bisher wie in Nachdenken versunken gesessen hatte.

Jetzt folgte auch ein kurzer Moment gegenseitiger Begrüßung, ein Austausch von Knixen und Höflichkeitsworten, ein Verwundern über die Nettigkeit der Wohnung der Hausmeisterin von Seite der Eingeladenen, und ein Bedauern der Hausmeisterin, daß die Frau Nachbarin alles »in der Zerstörung« finde; endlich hatte sich die Höflichkeit der Beiden erschöpft. Frau Rosl holte aus der Ofenröhre die Caffeekanne. Die Damen setzten sich behaglich an den Tisch, und die ersten Minuten waren auf der einen Seite der körperlichen Stärkung, auf der andern der befriedigten Eitelkeit gewidmet, denn die Hausmeisterin befand sich offenbar außerordent-

lich wohl in ihrer neuen, wenn auch ungewohnten Würde als tractirende Hausfrau.

Aber schon nach der ersten Schale Caffee löste sich das Band der Zurückhaltung, mit welchem die Kastanienbraterin bisher ihre Neugierde zu bezähmen versucht hatte, und ihre fragenden Blicke und ihr beredtes Schweigen schienen in der That deutlicher als jede Aufforderung zu wirken.

»Meine liebe Frau Nachbarin,« begann Rosl und lehnte sich in den Großvaterstuhl zurück, »das war eine schöne Geschichte.«

»Man hat so was gehört,« bemerkte die Nachbarin, »aber nichts Rechtes, es war so g'wiß — —«

»Gewiß ist nur, was ich erzähl',« antwortete die Hausmeisterin; »was die andern Leut' reden, ist dummes Zeug, und aus dem, was ich selbst weiß, werde ich auch nicht klug. — Es steckt was dahinter, und ich fürcht', ich fürcht', ich werd' müssen beichten geh'n!«

»Jesus, Maria und Joseph!« rief Frau Nani entsetzt, »mir steigen die Haare zu Berge!«

»Nützt nichts, — laß die Frau nur immerzu steigen und hör' Sie mich an. — Da drüben bei uns im dritten Stock auf der zweiten Stiege wohnt, wie Sie weiß, die Frau Haimon mit ihrer Tochter, und vor ein paar Tagen hat auch noch der Sohn, der junge Herr, gelebt, — Gott geb' ihm die ewige Ruh'! es war ein rarer Herr, still wie ein Wasserl und wie ein Lamm so gut. Die Frau Haimon, die hat von ihrem seligen Herrn her noch eine Pension, ich weiß wirklich nicht wie viel, und hat ganz ruhig und häuslich mit der Jungfer Tochter gelebt und Niemand im Haus etwas in den Weg gelegt. Die Tochter — na, Sie kennt sie ja, Frau Nachbarin, die Jungfer Haimon ist gewiß bildhübsch, aber kein

Mensch hat ihr das Geringste nachreden können. Keinen Schritt ist sie allein aus dem Haus; immer nur entweder mit der Mutter oder mit dem Bruder, und wenn man hinaufkommen ist in das Quartier — 's ist nur klein, eine Stube und ein paar Kammern — aber sauber und spiegelblank, alles wie in einem Zauberschloß.«

»Und was ist denn mit der Jungfer Haimon geschehen?« fragte die Kastanienbraterin voll Spannung.

»Mit ihr ist bis jetzt noch nichts geschehen, aber was nachkommen wird!« sagte die Hausmeisterin mit wichtiger Miene; »denn geb' die Frau Nachbarin Achtung, was ich Ihr alles sagen werde.«

Sie rückte etwas näher zu ihrem horchenden Gaste und begann:

»Vor vielleicht vier Wochen — ja richtig — länger wird's nicht sein, daß es angefangen hat — also vor vier Wochen ist der Junge öfters mit einem andern jungen Herrn zu Haus gekommen, es war, wie wenn auf einmal eine ganz dicke Freundschaft entstanden wäre. Ich hab' den fremden Herrn mir im Anfang ganz gut angesehen — denn die Frau Nachbarin wird es einsehen, ich muß wissen, wer ins Haus kommt; der Herr ist mir aber ganz galant vorgekommen, viel feiner, als der junge Herr Haimon selbst, und er hat so was Vornehmes an sich gehabt, man hat denken können, Gott weiß wen man vor sich hat, und wenn er Abends nach dem Thorsperren fortgegangen ist, hat er mir immer einen neuen Zwanziger in die Hand gedrückt —«

»Hand gedrückt!« sagte die Nachbarin bedeutungsvoll. Die Hausmeisterin schien diese Bemerkung zu überhören, und fuhr, ohne sich stören zu lassen, in ihrer Erzählung fort:

»Die Leute im Haus haben zwar bald angefangen, zu

munkeln und zu reden, und das ist immrr stärker geworden, wie immer mehr und mehr fremde Leut' zur Frau Haimon ins Haus gekommen sind.«

»Also es sind viele Leute ins Haus gekommen? wer hätt' das von der soliden Frau denken sollen?« bemerkte mit einem Seufzer die Nachbarin und schlug die Augen nieder.

»Alles in Ehren, Frau Nachbarin, alles in Ehren, das muß ich wissen!« antwortete die Hausmeisterin darauf, nicht ohne eine gewisse Strenge in den Ton ihrer Stimme zu legen. »Es waren auch meistens ältliche Herren,« fuhr sie fort, »aber ich habe nicht herausbekommen können, wer sie sind, und was sie denn eigentlich alle auf einmal hier zu thun haben.«

Ein sonderbares spöttisches Lächeln spielte bei diesen Worten um die breiten Lippen der Nachbarin.

»Am meisten aufgefallen ist mir nur,« fuhr die Hausmeisterin fort, »daß von der Zeit an, wo die vielen Visiten da oben angefangen haben, die Frau Haimon, die früher wie die gute Stunde selbst war, mir ganz anders vorgekommen ist. Sie ist kaum mehr ausgegangen, und wenn sie ja einen Schritt aus dem Hause gemacht hat, ist sie mir so abgehärmt vorgekommen, als wenn ihr Gott weiß was auf dem Herzen läge. Und erst die Jungfer Rosa, die hat gar immer verweinte Augen gehabt. Da muß noch ganz etwas anderes vorgefallen sein, denn von der Stund' an, wo die vielen Fremden in's Haus gekommen sind, von der Stund' an, Frau Nachbarin, — was sagt Sie dazu — ist der Herr Franz, der ihr bisher die Cour gemacht hat, ausgeblieben.«

»Also muß er doch etwas bemerkt haben?«

Die Hausmeisterin zuckte mit den Achseln und goß die indeß leer gewordenen Caffeetassen wieder voll.

»Was die eigentliche Ursache war, weiß ich nicht,« fuhr Frau Rosl wieder fort; »aber ich glaub' immer, der fremde junge Herr hat es Allen da oben angethan, und mir ist auch,« fügte sie leiser sprechend hinzu, »als wenn ich wüßt', mit was er es gemacht hat.«

Die Nachbarin rückte erwartungsvoll ihren Stuhl näher zu der Erzählerin.

»Es war so vielleicht vierzehn Tage, nachdem er das erste Mal in's Haus gekommen ist,« erzählte die Hausmeisterin, unterbrach sich aber gleich nach diesen Worten wieder und horchte aufmerksam, den Kopf gegen die Thür der Stube zugewendet, welche in die Küche führte.

»Hat die Frau Nachbarin nichts gehört?« fragte sie unruhig und stand aus dem Lehnstuhl auf; »mir war es, als wenn Jemand in die Küche hereingegangen wäre, und ganz still noch dazu!«

Die beiden Frauen horchten einen Augenblick, dann trat die Hausmeisterin, als die rascher Entschlossene, schnell zum Tisch, riß hastig den Leuchter weg und stürzte zur Thür. Frau Nani ging ihr zögernd nach. Die Hausmeisterin wollte eben die Thüre aufmachen, als diese von selbst aufging.

Ein großer Mann, in einen Mantel gehüllt und einen Theil des Gesichtes von einer Pelzmütze bedeckt, trat über die Schwelle und wollte weiter in die Stube gehen.

»Was will Er? wer ist Er? was soll das Einschleichen in fremder Leute Wohnung?« rief die Hausmeisterin mit dem ganzen Aufgebote ihrer Energie ihm zu, und stellte

sich hart vor den Mann hin, um ihm den Weg zu vertreten.

»Ich thue Euch nichts,« sagte dieser rauh; »ich bin kein Dieb und kein Räuber.«

»Ja, was will Er aber da? und in der Nacht?«

»Ich mein' es ist nichts Unrechtes,« entgegnete darauf der Fremde, »daß man bei den Hausmeistern anfragt, wenn man Jemand in einem Hause sucht.«

»Wen sucht denn der Herr in der Nacht?« fragte Frau Rosl, bereits etwas von ihrem ersten Schrecken erholt, aber immer noch mißtrauisch genug, um den Fremden nicht einen Schritt weiter in das Zimmer zu lassen.

»Es soll die Haimon da wohnen, — die such' ich,« sagte der Fremde in seiner barschen Weise.

»Die Haimon! Ei, schau! als ob die Madame für ihn nicht die Frau wäre!« bemerkte die Hausmeisterin spöttisch und nicht ohne deutliche Zeichen gekränkten Stolzes. Die gute Frau fühlte in einer ihrer liebsten Parteien sich selbst verletzt.

»Meinetwegen Gräfin Haimon, wenn Ihr wollt!« rief der Fremde unmuthig aus, »aber jetzt sagt mir auch, wo sie wohnt, ich hab' nicht lange Zeit.«

»Wärt Ihr früher gekommen, wenn es Euch jetzt zu spät wird, — und überhaupt, es wär' besser, Ihr kämet ein andermal, in ein paar Tagen vielleicht — —«

»Das geht Euch nichts an!«

»Angehen thut es mich freilich nichts, aber besser wär' es doch. Die Frau Haimon ist krank, schwer krank, und Ihr schaut mir nicht wie ein Doctor aus, der ihr eine gute Medicin verschreiben könnt'.«

Der Fremde war bei dem Worte krank leicht zusammengefahren, doch schienen die beiden Frauen diese Erschütterung nicht bemerkt zu haben, und zudem war er im nächsten Augenblicke wieder Herr seiner selbst.

»Ihr habt Unrecht, Frau, mich zurückzuhalten,« sagte er jetzt mit einem etwas milderen Ausdrucke der Stimme; »aber Ihr paßt auf euer Haus auf und das findet man nicht überall in der jetzigen Zeit. — Sie hat Recht daran gethan, daß Sie mich aufmerksam gemacht hat auf die Krankheit der Haimon. Es hätte sie überrascht, wenn ich so plötzlich zu ihr hineingetreten wäre. Sie hat mich schon lange nicht gesehen! — O, zu lange!« flüsterte er leise zu sich, während die beiden Weiber den plötzlich so verwandelten Mann mit scheuer Verwunderung betrachteten.

»Seid so gut,« begann der Fremde wieder; »könnt Ihr mir nicht ein Blatt Papier, Dinte und Feder geben, ich will der Haimon doch ein paar Zeilen vorher schreiben, es ist besser, wenn ich sie auf mein Kommen vorbereite.«

»Also krank ist sie?« fragte er wieder, während die Hausmeisterin geschäftig die Lade des großen Tisches beim Fenster aufzog und daraus ein paar Blätter Papier hervorholte, die sie nebst einigen ziemlich abgestumpften und bis über den ganzen Kiel mit Dinte beschmutzten Federn ihm vorlegte.

Der Fremde nahm an dem Tische Platz und stützte den Kopf gedankenvoll in die Hand, so daß auch jener Theil des Gesichtes, den die Mütze noch frei ließ, ganz bedeckt war.

Endlich hatte die Hausmeisterin auch das Dintenfaß hervorgekramt und in die eingetrocknete Masse tüchtig Wasser geschüttet.

Während nun der Fremde hastig einige Zeilen auf das

Papier hinwarf, hatten die beiden Frauen, welche es bisher nicht wagten, selbst leise ein Wort zu sprechen, Gelegenheit, eine lebhafte Augensprache mit einander zu unterhalten, und vorzüglich war es die Nachbarin, welche sehr ausdrucksvolle Blicke schoß.

Der Unbekannte schien mit seinem Briefe zu Ende, und legte die Feder weg. Sein Blick, den er auf den Tisch warf, suchte augenscheinlich etwas zum siegeln; aber Frau Rosl, schlau wie immer, hütete sich wohl, ihm mit einem Stück Petschirwachs auszuhelfen. Sie rechnete darauf, den Brief offen in ihre Hände zu bekommen. Der geheimnißvolle Gast gab sich aber deswegen noch nicht gefangen und begann, da er nichts zum siegeln fand, den Brief so kunstvoll zusammenzulegen, und in so verschiedene Schleifen und Ecken zu ziehen, daß Rosl jede Hoffnung aufgeben mußte, die Früchte ihrer Schlauheit zu pflücken.

Endlich erhob er sich und legte den Brief in die Hand der Hausmeisterin.

»Gebt das der Frau Haimon,« sagte er, »ich lasse sie grüßen, und werde wiederkommen. — Das für eure Mühe,« setzte er hinzu und drückte ihr zwei Siebzehner in die Hand; »aber jetzt seid so gut und sagt mir, wo sie wohnt, damit ich das nächste Mal nicht wieder anfragen muß.«

»Erster Hof, zweite Stiege, dritter Stock, die letzte Thür über den Gang,« antwortete sehr rasch die Hausmeisterin, welche das Geld in der linken Hand fühlte. Sie nahm sogar im Ueberströmen ihrer Höflichkeit den Leuchter vom Tische, um den Herrn durch die finstere Küche zu leuchten.

Der Fremde gab keine Antwort, er entfernte sich mit einem leichten Kopfnicken und folgte der vorausleuchtenden Hausmeisterin. Frau Nani aber konnte seit einigen Minuten

sich kaum mehr beherrschen, und als die Hausmeisterin noch die Thüre der Küche hinter dem Weggehenden zumachte, rief sie ihr schon entgegen:

»Weiß die Frau Nachbarin, wer der Mann war?«

»Der Mann? der Herr will die Frau Nachbarin sagen!«

»Meinetwegen der Herr! Also der Mann war der Herr Martin, der Wächter vom Stephansfreidhofe!«

Frau Rosl blieb wie eingewurzelt stehen, — der Leuchter fiel ihr aus der einen Hand, die zwei Siebzehner aber hielt sie zwischen den Fingern der andern fest.

VII.

Es war in der That Martin der Wächter, welcher soeben aus dem Freihause herausging. Seit jener unglücklichen Nacht, in welcher er von seinem Posten sich geflüchtet, hatte er nicht den Muth gehabt, sich am Tage irgendwo sehen zu lassen und nur in den entferntesten Vorstädten sich umhergetrieben, wo er glauben mußte, daß ihn Niemand kennen würde.

Jetzt stand er da auf der freien Esplanade und verdeckte erschüttert mit beiden Händen sein Gesicht. Auf der Brust dieses Mannes schien eine schwere Last zu liegen, und er preßte krampfhaft die Hände vor die Stirn, als wollte er die Glut, die darunter tobte, zurückdrängen.

»Also sie ist krank!« murmelte er dumpf vor sich hin; »Krankheit und Armuth, die gewöhnlichen Zwillingskinder des Unglücks, sind bei ihr eingekehrt — — und ich — — Gott sei Dank! daß sie mich nicht erkannte in jener fürchter-

lichen Nacht, als ich unter dem Einflusse der bösen Geister mich halb willenlos dem Verlangen dieses Franzosen gefügt hatte. — Wenn sie mich erkannt hätte: sie, vor deren Augen ich mich seit Jahren verberge, und die allein Ursache ist, daß ich mich wie ein toller Hund scheu in die Finsterniß meines Todtenhauses zurückgezogen hatte, und nur den Nachtdienst leistete, um am Tage keinem Fremden zu begegnen. — Und daß es gerade ihr Sohn, ihr Kind sein mußte!«

Er blieb noch einige Augenblicke wie unschlüssig auf dem Glacis stehen, endlich schlug er mit raschen Schritten den Weg gegen die Alservorstadt ein.

Das Glacis um Wien bot damals zur Nachtzeit einen von dem jetzigen ganz verschiedenen Anblick dar. Es war noch nicht lange her, daß man begonnen hatte, für eine nach den gegenwärtigen Begriffen kaum nothdürftige Beleuchtung dieses ausgedehnten Raumes zu sorgen. Statt der wohlgehaltenen Alleen und gangbaren Fußpfade von heute fanden sich tiefe Gruben, welche im Herbste und Winter große schmutzige Lacken, und im heißen Sommer Krater voll Staub waren. Steinhaufen und Schottergerölle nahmen den Platz ein, wo sich jetzt zwischen schattigen Alleen ein weiter Wiesenteppich ausbreitet. Auch die nächtliche Sicherheit und Ordnung waren auf diesem weiten Raume damals nicht die wünschenswerthesten. Es geschah gar nicht selten, daß man am Morgen von nächtlichen Anfällen auf dem Glacis hörte, wobei es sich aber glücklicherweise meist nur um eine gefüllte Börse, eine Uhr, oft auch nur um den warmen Rock handelte, welchen der Angefallene dem Strauchdieb überlassen mußte.

Martin dachte in seiner Aufregung so wenig an Diebe und Räuber, die ihn möglicherweise gefährden konnten, als er die körperlichen Schmerzen beachtete, welche ihm als An=

denken der verhängnißvollen Nacht geblieben waren. So schnell als seine Beine ihn tragen konnten, und er entwickelte eine für sein Alter bewunderungswürdige Rüstigkeit, eilte er tief in seinen Mantel verhüllt vorwärts, so daß er verhältnißmäßig schnell die Pforte des Carmeliterklosters in der Alservorstadt erreichte. Einen Augenblick lang stand er unschlüssig auf der steinernen Stufe vor dem Thore, dann aber kehrte er, wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, rasch um und wendete sich in die Seitengasse neben der Kirche, wo er am Glockenzuge der kleinen Thüre in der Gartenmauer dreimal in gleichen Zwischenräumen zog.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich die Thüre von innen. Der Klosterbruder, welcher hier Pförtnerdienste verrichtete, stand hinter der Thüre, so daß er weder den Eintretenden genau sehen, noch dieser ihn erkennen konnte. Der erste Blick Martins, wie er in den Klostergarten trat, fiel auf das Fenster einer Zelle im zweiten Stockwerke, er sah es erleuchtet und eilte jetzt raschen Schrittes den wohlbekannten Weg über die Treppe hinauf.

Vor der Thür der Zelle hielt er einen Augenblick still. Es war, als müsse er sich erst erholen von dem schnellen Gang, und seiner keuchenden Brust Zeit zum Ausschnaufen gönnen. Jetzt nahm er die Pelzmütze, welche sein Gesicht fast zur Hälfte verdeckt hatte, ab, schlug den Mantel etwas auseinander und klopfte leise an die Thür.

Er wartete, als keine Antwort erfolgte, einen Augenblick, um dann wieder und endlich zum dritten Male zu klopfen.

Von innen rief's: »Herein!« Er öffnete leise die Thüre und befand sich dem Provincial gegenüber, welcher an einem

mit Schriften bedeckten Tische saß und sich bereits halb erhoben hatte, um dem Eintretenden entgegen zu gehen.

Als er Martin erblickte, ließ er sich langsam wieder nieder und winkte den Kommenden, welcher neben der Thür stehen bleiben wollte, näher zu sich heran.

»Du kommst spät,« begann der Provincial; »ich habe Dich früher erwartet. — Was hast Du gethan? wozu hast Du Dich — ich will glauben, daß es nur im unüberlegten Eifer geschehen ist — hinreißen lassen? Und jetzt kommst Du erst zu mir, jetzt erst, wo schon das Gericht seine Einleitungen trifft, um Deiner habhaft zu werden, und wo unsere Feinde kein Mittel unversucht lassen, um jenen Vorfall mit dem Scheintodten zu unserem Verderben auszubeuten!«

Martin stand unter den Vorwürfen des Provincials, welche, wie er nur zu wohl fühlte, vollkommen begründet waren, doch hochaufgerichtet da, und zerdrückte in der Aufregung seines Innern die Pelzmütze, welche er zwischen seinen Händen hielt. Die buschigen Augenbrauen waren zusammengezogen, seine tiefliegenden Augen, ohnehin nie der Sitz freundlicher und heiterer Blicke, bohrten sich jetzt finster in das edle, feingeschnittene und doch männliche Antlitz des Priesters, dessen Stimme bei den rügenden Worten, die er Martin zugerufen, von tiefer Bewegung leicht, aber immerhin merklich bebte.

Einige Augenblicke herrschte so tiefe Stille in der Zelle, daß man das Picken der Taschenuhr, welche auf dem Tische lag, deutlich vernehmen konnte.

»Auf Vorwürfe war ich nicht gefaßt,« stieß Martin endlich halb grollend heraus; »ich glaubte nur meine Pflicht zu thun, — ad majorem Dei gloriam,« setzte er leise hinzu.

Der Provincial erhob sich bei diesen Worten rasch von seinem Stuhle und trat ganz nahe an Martin heran. »Wie?« sagte er hastig; »Du glaubst mich mit diesem Vorwand zu täuschen? Ein Mensch, wie Du, der nie etwas ohne Berechnung thut, eine Seele, wie die deine, die halb abgestorben für alles Edle, nur ein Spielball guter und böser Launen ist, Du willst behaupten, Du habest Dich zu jenem Schurkenstreich nur deshalb brauchen lassen, weil Du glaubtest, der guten Sache einen Dienst zu erweisen?«

»So ist es! So ist es!« rief Martin aus, dessen Brust sich unter den Vorwürfen des Provincials hob und senkte. »Ich kann mich vertheidigen, hochwürdiger Herr! ich kann mich vertheidigen!« wiederholte er mehrmals hintereinander; »aber,« fuhr er fort, »man scheint mich nicht hören zu wollen, ich soll ungehört verdammt werden. Vielleicht,« setzte er leise und fast zischend hinzu, »weil ich ihnen schon zu viele gute und werthvolle Dienste geleistet habe, — und man jetzt meiner nicht mehr zu bedürfen scheint.«

Der Provincial maß ihn mit einem Blicke unsäglicher Verachtung und sagte dann ruhig: »Gut! so vertheidige Dich! was hat Dich zu dieser Reihe so verdächtiger Thaten bewogen, die Du endlich mit deiner Flucht beschlossen hast!«

»Es mögen jetzt vier Wochen sein,« begann Martin, »als eines Nachmittags, während ich gerade in der Sacristei aufräumte, ein Fremder hereintrat und mich aufforderte, ihm die Merkwürdigkeiten der Kirche zu zeigen. Er war ein Mann in mittleren Jahren und schien ein vornehmer Herr zu sein. Sein Benehmen war stolz, gebieterisch, wie von Jemand, der nicht gewohnt ist, Widerspruch zu ertragen. Er erkundigte sich genau um Alles, und vorzüglich erregte es seine Aufmerksamkeit, als ich ihm bei der Besichtigung der

Grabsteine außer der Kirche von den Catacomben unter der Kirche erzählte, und er vernahm, daß sich dieselben unter dem Stephansfreidhofe bis hinauf gegen den Graben erstrecken. Er schien von diesem Augenblicke an nachdenkend zu werden und verließ mich bald, nachdem er mir drei Ducaten in die Hand gedrückt hatte.«

Ein ironisches Lächeln umspielte die feinen Lippen des Provincials. Martin bemerkte es, fuhr aber ruhig in seiner Erzählung fort:

»Zwei Tage darauf, diesmal am Vormittage, sah ich in der Kirche plötzlich den Fremden wieder auf mich zukommen. Ich verbeugte mich tief, er aber klopfte mir gnädig auf die Achsel und ließ sich nochmals über Mehreres von mir Auskunft geben, was er, wie er meinte, das letzte Mal nicht genau betrachtet hatte.«

»Und das nächste Mal gingst Du schon zu ihm in seine Wohnung!« fiel der Provincial dem Erzähler in die Rede.

»Er hatte mich eingeladen!« sagte dieser stotternd und erstaunt darüber, daß der Provincial diesen Umstand kannte.

»Ja wohl! — Aber Du wirst Dich auch erinnern, daß seine Einladung mit Versprechungen für Dich begleitet war! Und ist es Dir denn gar nicht aufgefallen, daß der fremde Herr ein so besonderes Interesse an Dir nahm? Du bist doch sonst ein ziemlich schlichter Mann!« schloß der Provincial seine Frage, indem er den letzten Worten deutlich einen höhnischen Ausdruck gab.

Martins Antlitz zeigte einen merkwürdigen Ausdruck. Ueberraschung und Furcht bei dem Gedanken, daß der Provincial mehr von seinem Verhältnisse zu jenem Fremden wisse, als er selbst zu offenbaren für gut befunden hätte,

kämpften mit dem ungebändigten Stolze seines Herzens, welches von einem Gefühle des Hasses erbebte, da er sich trotz seiner Vorsicht in der Hand des Mächtigen glauben mußte, vor welchem er stand.

»Nun Martin! Du stockst? erzähle doch weiter!« munterte ihn der Ordensmann auf, indem er mit verschränkten Armen vor den Alten hintrat, welcher unwillkürlich die Augen zu Boden schlug. — »So erzähle doch — Du bliebst bei der Einladung in des Fremden Wohnung. Wo war diese?«

»Auf der Landstraße, Herr!«

Der Provincial zuckte bei dieser Antwort. Dem Erzähler schien aber diese Bewegung entgangen zu sein, und er fuhr fort:

»Als ich zu ihm kam, war er allein und schien mich schon zu erwarten. Wir sprachen zuerst über ganz gleichgiltige Sachen, dann ging er auf die Merkwürdigkeiten der Stephanskirche über, und fragte mich genau und ausführlich über Alles, was die Catacomben betrifft. Ich antwortete so, daß er mehr fragen mußte, als ich beantworten wollte, und ich mehr hören konnte, als er mir sonst vielleicht entdeckt hätte.«

»Und was hörtest Du, mein schlauer Bruder?« fragte der Provincial lächelnd.

Martin hielt einen Augenblick inne. Es war, als wenn er in diesem Augenblicke unschlüssig sei, ob er Alles, was er vernommen, auch hier entdecken sollte. Doch erinnerte er sich noch zu rechter Zeit, daß von der Gnade und dem Wohlwollen des Provincials jetzt seine Rettung abhing, er erinnerte sich auch, daß er einem Manne gegenüber stehe, dessen weitreichende Verbindungen ihn in den Stand setzten,

von allem, was ihn und die Sache, für welche er lebte, betraf, auf das genaueste unterrichtet zu sein. Er hielt es deshalb am gerathensten, ganz offen zu entdecken, was er wußte.

Der Provincial hörte die lange Erzählung Martins aufmerksam an, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Nur bei einem Momente der Eröffnung trat er wieder an seinen Tisch zurück und suchte unter den Papieren, bis er einen ziemlich dicken Brief fand, welchen er entfaltete und wie es schien, nach einer Stelle in demselben suchte. Martin, welcher sich unterbrechen wollte, erhielt ein Zeichen, weiter zu sprechen, und er setzte auch seinen Bericht bis zu dem Augenblicke fort, wo er zu seinem Entsetzen in der Leichencapelle den Todten aus dem Sarge aufstehen sah, und dann aus Furcht, durch sein früheres leises Sprechen mit dem Fremden sich verdächtig gemacht zu haben, den Entschluß faßte, aus seiner Wohnung zu flüchten und sich unter den Schutz des Provincials zu begeben.

»Und die Papiere, die Du verbranntest! und der schändliche abscheuliche Mordanfall auf den vom Tode Erstandenen?« rief der Provincial entrüstet aus; »hoffst Du denn, daß die weltliche Gerechtigkeit denselben Märchen, die Du mir hier erzählt hast, Glauben schenken werde?«

»Märchen, Hochwürden?« stammelte Martin betreten; »Märchen! Ich habe die Wahrheit gesprochen!«

»Thor! was ist Wahrheit, wo nur der Beweis entscheidend ist? Du hast die Papiere verbrannt, die, wie Du sagst, Dich, mir gegenüber, hätten reinigen können. Du sagst, daß Du es gethan, weil Du nicht wußtest, ob sie am nächsten Tage noch in deiner Gewalt sein würden? Warum hast Du selbst das Ungewitter heraufbeschworen, in-

dem Du in toller blinder Wuth Dich auf den Unglücklichen stürztest?«

Martin stand gesenkten Hauptes da und wagte kein Wort der Widerrede. Der starke, sonst so rauhe Mann schien diesen Vorwürfen gegenüber wie niedergeschmettert, gedemüthigt und verstummt.

»Du hast nicht allein über Dich, Du hast über noch ganz andere Männer durch deine tolle That einen Sturm heraufbeschworen, der jetzt erst im Beginne ist, und Gott der Herr mag wissen, wann er enden wird. Du hast im überhebenden Stolze deines Herzens vergessen, daß Du nur ein kleiner unscheinbarer Punct in diesem ganzen Kreise bist, sieh' jetzt selbst, wie Du den Blitz, der jeden Augenblick auf Dich herabschmettern kann, von Dir abwendest.«

»Gnade!« rief Martin aus und hob flehend die Arme empor; »was konnte ich armer Mann thun in einem Augenblicke, wo der Böse Gewalt über mich gewonnen hatte, und meine Sinne wie verwirrt waren?«

Der alte Mann blickte bei diesen Worten mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Angst zu dem Provincial empor, welcher sich von ihm abwendete und auf dem Tische unter seinen Papieren zu suchen begann.

Endlich zog er einen kleinen Brief hervor und wendete sich wieder an Martin.

»Du verlangst Schutz von mir! Ich kann ihn Dir in solcher Weise, wie es in früherer Zeit möglich gewesen wäre, jetzt nicht gewähren. Die weltliche Gewalt hat das Asylrecht uns zugeschnitten, und mein Arm könnte Dich selbst an den Stufen des Altars nicht gegen jene Gesetze schützen, welche Menschen dagegen gegeben haben. Ohnehin stehen wir im Beginne von Zeiten, die schwer und drückend herniedersteigen

werden, und es ist nicht klug, wegen eines so schlechten Gefäßes, wie Du bist, den edlen Inhalt unserer jahrelangen Mühen auf das Spiel zu setzen. — Es handelt sich bei Dir jetzt vor allem nur darum, daß Du die erste Zeit unerkannt und unentdeckt bleibst, die Zukunft laß dann meine Sorge sein. Hast Du einen Ort, wo Du die ersten Wochen Dich aufhalten kannst?«

Der Provincial schien den bittenden Blick des alten Mannes zu verstehen.

»In meinem Kloster? Davon kann keine Rede sein.«

»Ich werde die Stadt verlassen,« meinte Martin.

»Auch das ist nicht thunlich. Das platte Land bietet schlechtere Schlupfwinkel als die Stadt.«

»Ich weiß schon!« rief Martin plötzlich, als wenn ein Gedanke blitzschnell durch seine Seele ginge, und voll Eifer theilte er seinen Plan dem Provincial mit, dessen Züge dabei ein wunderbares Erstaunen ausdrückten.

»Thue es,« rief dieser, als Martin geendet hatte; »und der Herr leite deine Schritte! — Doch wenn Du in höchster Noth bist, aber hörst Du — nur in höchster Noth! dann öffne dieses Schreiben und sende die inliegenden Zeilen an den, dessen Namen sie tragen.«

Der Provincial übergab mit diesen Worten seinem Schützling den Brief, welchen er vom Tische genommen.

VIII.

An die rückwärtige Seite des heutigen Invalidenhauses, welches zur Zeit unserer Erzählung in viel kleinerer Gestalt als Johannesspital bestand, schließt sich noch eine Reihe von bescheidenen Häusern, deren Bauart meistens aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts stammt und die in unseren Tagen allmälig dem Andrange der Bevölkerung und ihren Anforderungen weichen müssen. Von den damals alten Häusern dort ist vollends keine Spur mehr vorhanden, am allerwenigsten von einem, auf welches das Volk mit scheuem Finger wies, während der Mund geheimnißvoll flüsterte: »Das Goldmacherhaus!«

In dem ausgedehnten Hoftract dieses Hauses befanden sich die weitläufigen Laboratorien der damaligen Adepten Wiens, gewölbte Räume, welche mit Kellern in Verbindung standen, abgeschlossene Gemächer, hinlänglich verwahrt, um das profane Auge von den Geheimnissen abzuhalten, welche in stiller Nacht hier von einem geschäftigen Kreise betrieben wurden. Der übrige Theil des Hauses selbst war von wenigen armen Leuten bewohnt. Die Armuth darf nicht wählerisch sein, sie muß sich die Nachbarschaft unheimlichen Treibens gefallen lassen. Dazu kam, daß dieselbe Unwissenheit, welche aus abergläubischer Furcht die Wohnungen wohlfeiler machte, zugleich die wahre eigentliche Gefahr mit Nacht bedeckte. Die Nachbarn ahnten nicht, daß sie gelegentlich mit gewissen chemischen Präparaten in die Luft fliegen konnten.

Von außen zeigte das Haus nichts Auffallendes, als mehrere ungewöhnlich hohe und schmale Schornsteine, aus welchen oft in stiller Nacht starker Rauch emporwirbelte.

Nach jenem geheimnißvollen Hause richtete Martin seine Gedanken, nachdem er den Provincial verlassen. Auf der Gasse ging er zuerst einige Schritte weit langsam und wie zögernd hin, gleich einem, der seiner Richtung nicht sicher ist. Doch plötzlich tauchte ein Entschluß in ihm auf. Martin erschrak im ersten Augenblicke selbst vor dem Einfall; dennoch konnte er sich nicht davon losreißen und je mehr er dem Gedanken nachhing, mit desto lockenderen Farben malte die Hoffnung das Gelingen aus.

»Wenn mir heute gelingt, was mir seit Jahren Gott verweigerte!« sprach er zu sich selbst und sank fast unwillkürlich vor dem mächtigen Kreuze an der äußeren Mauer des Klosters in die Knie. Das kleine Flämmchen der Lampe vor dem Kreuze warf, im Luftzuge flackernd, nur ein mattes Licht auf die starke Gestalt und das graue Haupt des im Gebete versunkenen Mannes, welcher in krampfhafter Andacht das Kreuz umfaßt hielt und mit verzücktem Blicke zu dem Bilde des Erlösers aufschaute.

»Ich begehe keine Sünde,« stöhnte er leise, »wenn ich nach Jahren wieder die alte Kunst hervorhole und jetzt in meinem tiefsten Jammer flehe ich zu Dir, o Gott! erleuchte mich, erhöre mich und lass' heute das Werk gelingen, das ich so lange vergebens angestrebt und auf das Wort deines Dieners ganz verlassen habe. Erleuchte meine Augen mit einem Blicke deiner Gnade, lass' einen Strahl des göttlichen Lichtes in meine Seele fallen und führe meine Hand zu einem glücklichen Gelingen. Nur heute Gold und ich bin gerettet!«

In demselben Augenblicke, als seine bebenden Lippen die letzten Worte stammelten, flammte das Lämpchen vor dem Kreuze einmal hoch auf. Martin, ohnehin abergläubisch, sah darin eine günstige Antwort auf sein wunderliches Gebet. Wie von neuer Jugendkraft durchglüht erhob sich der alte Mann und schlug raschen Schrittes den Weg gegen das Glacis ein. Er vermied durch die Stadt zu gehen, deren Thore versperrt waren, und wo der öffnende Wächter den Flüchtling erkennen konnte. Lieber machte er den weiten Umweg über die öde Esplanade zum Johannesspital. Dort ging er noch an der ganzen Front des Gebäudes hinab, bog dann rechts in eine schmale Gasse und blieb endlich vor einem einstöckigen, ziemlich ausgedehnten Gebäude stehen.

Vor der verschlossenen Hausthüre stand er unschlüssig still. Den metallenen Thürklopfer zu rühren trug er billige Scheu. Der Schlüssel zum Seitenpförtchen, welchen auch er, wie jeder Eingeweihte einst besessen, war ihm längst abhanden gekommen; waren doch Jahre vergangen, seit er selbst zu den Eingeweihten, zu den gewöhnlichen Besuchern dieses Hauses gehört hatte, und was konnte während dieser Zeit nicht alles hier vorgegangen, welche neue Einrichtungen konnten nicht getroffen worden sein!

Während er noch so stand, hörte er im Innern Stimmen, welche sich der Thüre näherten. Bebend sprang er zur Seite, um dann gemächlich einige Schritte weit die Gasse hinabzugehen. Er hatte verstanden, wie drinnen eine Stimme ganz eilfertig gesagt hatte: »Laßt nur das Haus offen, ich bin gleich wieder da!«

Martin hörte das große Schloß rasseln, die Thürangeln knarren und vernahm dann hastige Schritte, die sich in der entgegengesetzten Richtung von ihm entfernten. — Einen

Augenblick noch horchte er, dann wandte er sich rasch um, und war mit wenigen Schritten in dem Hause, dessen Thür er langsam und leise wieder in das Schloß lehnte.

Eine wehmüthige Erinnerung an vergangene Zeiten beschlich ihn, als er sich jener Pforte im Hofe zuwendete, durch welche er einst in glücklichen Tagen voll glänzender Hoffnungen so oft gegangen war. Heute zitterte sein Fuß, in der Brust pochte es ihm, nicht wie Angst, aber vor Scham, Jenen vielleicht wieder unter die Augen zu treten, die ihn früher gekannt oder etwa nur mit Mühe ihn wieder erkannten. Die Furcht, sich als Eindringling behandelt zu sehen, beschlich ihn kaum; er kannte seine Leute, er wußte, daß einst sein plötzliches Verschwinden abenteuerliche Sagen erzeugt hatte, welche der Wahrheit viel zu fern lagen, als daß er nicht erwarten durfte, man werde ihn, wenn auch mit Scheu und Unruhe, so doch gewiß ungestört gewähren lassen.

Zu der Reihe von Fenstern empor blickend, welche in den Hof ging, sah er mit Erstaunen, daß alles finster sei. »Sollte Niemand zugegen sein?« fragte er und fügte dann schnell hinzu: »Nicht doch, sie sind eben vorsichtiger geworden und haben die Fenster von innen verwahrt.«

In dieser Voraussetzung näherte er sich der kleinen Thüre im Winkel des Hofes. Die Schnalle gab dem Drucke seiner Hand nach und er trat auf die ersten Stufen jener schmalen finstern Treppe, die wie er wußte, in ein Zimmer neben dem Laboratorium führte. In diesem Gemach pflegte sonst immer eine kleine Gesellschaft von genauen Bekannten der Adepten bei einem Glase Wein sich über die ewig unerfüllten Hoffnungen der Goldmacher lustig zu machen. Heute war Niemand da, der Ankömmling ging leise nach der Thüre

zum Laboratorium hin. Er horchte, aber auch von dort heraus drang nicht der geringste Laut zu seinem Ohre. Es war todtenstill.

Bei näherer Ueberlegung tröstete sich Martin über die unerwartete Stille. Er betrachtete es sogar als eine günstige Fügung des Himmels, bei seinem Beginnen keinen Zeugen zu haben. Mit raschem Drucke öffnete er die Thüre des Laboratoriums.

Er hatte sich in seiner Vermuthung geirrt. Die lautlose Stille, welche ihn empfangen, hatte eine andere Ursache, die sich dem Eintretenden sofort erklärte.

Den großen Herd umstand in athemloser Spannung eine Anzahl von Männern, größtentheils ohne Röcke und Westen, mit aufgestreiften Hemdärmeln und wohl auch mit verschobenen Perrücken.

Der erwartungsvolle Ausdruck der Gesichter, die Blicke, welche einen kleinen Tiegel unverwandt anstarrten, der über einem mäßigen Spiritusfeuer weiße Dämpfe ausspie, welche im blauen Schein des Spirituslichtes noch heller erschienen, alles das verlieh der Scene einen so gespenstischen Ausdruck, daß Martin überrascht und erschrocken zugleich die Thüre hinter sich aus der Hand verlor und diese, wie von einer Rolle gezogen, mit großem Geräusch von selbst in das Schloß fiel.

Die Spiritusflamme auf dem Herde verschwand plötzlich; ob nur zufällig oder mit Vorbedacht ausgelöscht, war nicht zu unterscheiden. Bevor Martin sich noch von dem ersten Eindrucke erholen konnte, hörte er schon rings um sich ein lautes Rufen und Fragen und Einer wollte vom Andern Auskunft haben, wer so spät und gerade in diesem Augenblicke unerwartet eingetreten sei?

Zugleich wurde an einer glühenden Kohle ein Schwefelfaden in Brand gesetzt, um Licht auf einem der großen Armleuchter an der Wand anzuzünden.

Martin gewann indessen Muße, sich zu fassen. Er zog seine Pelzkappe tiefer in das Gesicht und hüllte sich mehr in den Mantel, um wenigstens nicht im ersten Augenblicke gleich erkannt zu werden.

Sobald das Licht brannte, fielen die Blicke aller Anwesenden sogleich auf eine Stelle, wo Martin regungslos mit verschränkten Armen stand und ruhig den ausbrechenden Sturm abwartete.

»Wer seid Ihr, und wie könnt Ihr Euch hier eindrängen?« rief ihm ein ziemlich großer und corpulenter Mann entgegen, dessen sorgfältig frisirtes Haar und feine Wäsche seinen besseren Stand verriethen. Während zugleich ein Theil der Uebrigen sich um Martin drängte, waren Andere beschäftigt, die noch glühenden Kohlen auf dem Herde zu löschen, Retorten wegzuräumen und hie und da einen kleinen Schmelztiegel auf die Seite zu schaffen.

Man sah es der Geschäftigkeit dieser Leute an, daß eines Fremdlings plötzliches Erscheinen ihnen Sorge erregte, als ob sie bei ihrem nächtlichen Treiben kein reines Gewissen hätten.

Martin gab keine Antwort. Zurückgezogen in einen Winkel zwischen dem Herde und der Eingangsthüre starrte er bewegungslos die ihn umgebenden Männer an. Wieder trat eine peinliche Stille ein, man schien gegenseitig auf jede Bewegung des Andern zu lauschen. Endlich wiederholte derselbe Mann, welcher die erste Frage an Martin gerichtet, seine Aufforderung an den Eindringling, sich zu nennen und die Ursache seines späten Eindringens anzugeben. Die Bewe-

gung der Anwesenden gegen Martin schien jetzt drohender zu werden, da trat er einen Schritt gegen den Kreis vor, der sich um ihn gebildet hatte und nun wie erschrocken ein wenig zurückwich.

»Der Herr Baron Linden ist freilich noch zu jung, um mich wieder zu erkennen,« sagte Martin langsam; »auch der Herr Baciocchi scheint ein kurzes Gedächtniß zu haben,« wandte er sich an einen kleinen Mann, welcher, wie sein Name genannt wurde, einen Seitensprung machte, als hätte ein scharfes Eisen ihn getroffen.

»Er kennt uns — er kennt uns!« flüsterte es jetzt rings im Kreise. Die dünne Stimme des geheimen Kanzlisten Schreiber, welcher sich hinter ein paar riesige Retorten halb verkrochen hatte, ließ sich vernehmen: »Er ist ein Spitzl! Er wird uns unglücklich machen. Licht auslöschen, dann erkennt er wenigstens Niemand.«

Martin blickte mit einem Ausdrucke unsäglicher Verachtung in die Richtung woher diese Stimme kam.

»Ei, Herr Kanzlist,« sagte er höhnisch; »man trifft Ihn ja überall! Früh und Abends kriecht Er in allen Kirchen herum und des Nachts schleicht er zu den Goldmachern, das heißt doch Gott und dem Satan jedem seinen Theil geben.«

Der Kanzlist schwieg und drückte zornig die Lippen aufeinander, aber er schlich sich aus seinem Verstecke hervor, ganz nahe zu Martin hinzu und im nächsten Augenblick hatte er ihm mit einem raschen Griff die Mütze vom Kopfe gerissen, so daß das volle Licht des nahen Wandleuchters auf Martins halb kahles Haupt fiel.

Ein lauter Schrei der Ueberraschung entfuhr den An=

wesenden, alle Hände streckten sich drohend gegen Martin aus.

In diesem Augenblick ging es wie ein starker Schlag durch den Saal, wie von unsichtbarer Hand geöffnet sprangen die beiden Flügel der Thüre auf und langsam kam ein Mann in mittleren Jahren in äußerst eleganter Tracht hereingeschritten und legte, ohne die übrigen Anwesenden eines Blickes zu würdigen, seine feine weiße Hand, aus deren Fingerspitzen es wie ein bläuliches Licht auszustrahlen schien, auf Martins Schulter.

»Erkennst Du mich?« sprach der Fremde mit sanfter melodischer Stimme zu Martin, der bei der ersten Berührung wie von einem electrischen Schlage getroffen, zusammengezuckt war, und nun mit dem demüthig innigen Ausrufe: »Saint Germain!« wie anbetend zu den Füßen des Fremden niedersank.

Die Adepten waren scheu vor der Hoheit der neuen Erscheinung zurückgewichen. Der geheime Kanzlist machte sich mit einem recht boshaften Grinsen durch eine geheime Thür davon. Saint Germain ließ sie Alle lächelnd gewähren. Er hatte die Hand Martins ergriffen und sagte nach einem Weilchen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Güte:

»Komm mit mir, unglücklicher Mann!«

Bevor die Adepten sich noch von ihrem Erstaunen erholt hatten, waren die Beiden verschwunden.

IX.

Der Wagen Saint Germains wartete vor dem Hause. Auf einen Wink des Marquis setzte sich Martin, noch stumm vor Erstaunen über das Ereigniß der letzten Minuten, zu ihm hinein. Der Wagen fuhr in die Stadt, in das Gasthaus zum wilden Mann, und Martin folgte mechanisch seinem Beschützer, als dieser unter tiefen Bücklingen des voranleuchtenden Hausknechtes in seine Zimmer hinaufstieg.

Endlich waren sie allein. Saint Germain, nachdem er mehrmals gedankenvoll im Zimmer auf- und abgegangen, blieb plötzlich vor dem alten Manne stehen, der auf brechenden Knien sich nur mühsam aufrecht erhielt.

»Wir haben uns lange nicht gesehen!« begann endlich Saint Germain; »erinnerst Du Dich noch an das letzte Mal?«

»Jene fürchterliche Nacht in Rodaun werde ich nie vergessen,« antwortete Martin mit gepreßter Stimme; »jenen Augenblick, wo plötzlich die Kolbenschläge der eindringenden Soldaten das ganze geheime Laboratorium, alle unsere kostbaren Präparate zertrümmerten und vernichteten, wo man geschäftig das Mauerwerk des Gebäudes zusammenriß, was feuerfangend war, in Brand steckte, unsere Sammlungen seltener Mineralien verschleppte, und von den Anwesenden selbst Jeden, der sich nicht flüchtete, in Ketten schlug. Unseren Meister Seyfeld hat man vor unseren Augen wie einen Verbrecher gebunden. — Damals war es,« fuhr Martin mit einem tiefen Seufzer fort, »wo wir uns zum letzten Male ge-

sehen haben. Von meinem armen Meister Sehfeld habe ich nichts weiter erfahren.«

»Mir ward damals die Macht gegeben,« sagte Saint Germain mit ernstem Tone und während seine Gestalt sich majestätisch aufrichtete, »einen von Euch, dessen Schicksal und Zukunft noch bedeutungsreich für die Entwicklung der Menschheit werden sollte, zu retten. Der erhabene Weltgeist, welcher mein Thun und Lassen leitet, bezeichnete Dich mir, und ich griff Dich heraus aus dieser ganzen Schaar verlorener Menschen, Dir rettete ich, wenn nichts anderes, doch die Freiheit, denn mein Auge sah in die Zukunft. Dir ist noch ein großes erhabenes Loos beschieden. Zittre nicht, alter Mann, wenn ich den Schleier deiner Zukunft lüfte: Du wirst leiden, körperlich und geistig leiden, deine Seele wird die Folter des Kummers, dein Leib den irdischen Schmerz erdulden, und dennoch wird die Menschheit durch Dich von einem schrecklichen Irrwahn befreit, und dein Geschick in späten Jahrhunderten noch gepriesen werden. Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht fassen wird, daß die Barbarei des Gesetzes so weit gehen konnte, und dein Geschick wird dann im Glanze unsterblicher Glorie leuchten.«

Martin war wie betend auf die Knie gesunken und Saint Germain beugte sich in tiefer Wehmuth zu ihm herab und legte seine Hände auf das Haupt des Greises.

»Ich segne Dich, Auserwählter des Schicksals,« sprach er leise; »möge der Weltengeist Dich mit Muth und Kraft und der ganzen Stärke seiner allumfassenden Liebe erfüllen. O, daß ich nichts von dem Leidenskelche, den die erhabenen Obern Dir bestimmt haben, Dir abnehmen darf! Nur den einen Trost kann ich Dir spenden, daß jeder deiner Schritte von den unsichtbaren Meistern bewacht wird, und daß der

ganze Pfad der Leiden, welchen Du von jetzt an noch betreten wirst, nur ein Läuterungsfeuer ist, aus welchem dein unsterblicher Theil rein und glänzend hervorgehen soll, um dann selbst einer der großen Meister unseres unsichtbaren Ordens zu werden!«

Martin hob bei diesen Worten das Haupt gegen Saint Germain auf. Die starren Züge des alten Mannes verklärte ein seliges Lächeln, die glühenden Augen strahlten in sanftem schwärmerischen Feuer, und während er die Rechte wie zum Schwur ausstreckte, flüsterten seine Lippen kaum hörbar: Ich werde erfüllen, was die großen Meister über mich beschließen!

Saint Germain neigte sich zu dem Greise herab und drückte einen Kuß auf seine Stirn. In diesem Augenblick blinkte flüchtig ein heller Strahl durch das Zimmer und wunderbar ergreifende Töne wie von süßer Musik zitterten durch die Luft.

Saint Germain hob den Knienden auf und geleitete ihn zu einem Lehnstuhl.

Bis zum Morgengrauen sprachen die beiden Männer miteinander angelegentlich und geheimnißvoll. Als der erste Strahl der Sonne im Osten durch die dichten Nebel sich drängte, verließ Martin das Zimmer seines Meisters.

»Bedenke, daß »Muth und Beharrlichkeit« der Wahlspruch unserer Oberen ist!« lauteten die letzten Worte, welche Saint Germain noch sprach, als er Martin die Hand zum Abschiede drückte.

»Ich werde den Wahlspruch erfüllen!« antwortete dieser und schritt hochaufgerichtet wie im stolzen Bewußtsein über die noch finstere Treppe des Gasthofes hinab. — — —

— — Wir verlassen Martin, um uns dem Frei-

hause zuzuwenden und den Leser in die bescheidene Wohnung jener Frau Haimon zu führen, deren Name im böhmischen Munde der Hausmeisterin gelegentlich wohl auch Haimin lautete.

Am zweiten Tage war es nach jener Nacht, in welcher die unglückselige Mutter den Sarg zur Todtencapelle begleitet hatte.

Noch hatte die Haimon sich nicht von dem Schlage erholt, welcher sie so plötzlich getroffen, aber sie hatte doch bereits das Bett verlassen, und saß jetzt abgespannt und kummervoll in dem Lehnstuhl neben dem Ofen.

Die gesammte Einrichtung des Zimmers bezeugte bei aller in die Augen fallenden Beschränkheit doch das sorgliche Walten einer weiblichen Hand. Es war Alles so spiegelblank und nett, und auf den weißen Ueberzügen der Sessel und des kleinen Canapées lag eben so wenig ein Stäubchen, als in den langen Falten der Vorhänge, hinter welchen man im Alcoven ein Bett stehen sah.

Die alte Frau blickte trübe und gramvoll vor sich hin, und schien kaum auf die tröstenden Worte zu hören, welche ihr anderes Kind, ihre Sophie, die neben dem Lehnstuhl kniete, und aufwärtsblickend ihren Kopf an den herabhängenden Arm der Mutter geschmiegt hatte, ihr zuflüsterte. Die Matrone hatte in Gedanken verloren ihre Hand dem Mädchen überlassen, deren Auge wie flehend auf sie gerichtet war.

Sophie war die einzige Schwester ihres einzigen Bruders, jenes Unglücklichen, an dessen Sarge Frau Haimon den tiefen Schmerz einer Mutter hatte ausströmen lassen. Die Liebesworte, die sie dem Verstorbenen nachgesendet, sein Lob, das von ihren Lippen geströmt, sie waren der Erguß

einer mütterlichen Zärtlichkeit, deren andere Hälfte Sophie von jeher besaß und vollkommen verdiente.

Vielleicht war, streng genommen, Sophie keine Schönheit, doch lag über dieser leichten, schlanken, elastischen Gestalt ein Hauch der Anmuth ausgegossen, der um so mehr fesseln mußte, als die klaren ruhigen Züge des jugendlichen Antlitzes nur der Spiegel jener süßen unschuldvollen Güte schienen, von welcher ihr frommes Herz erfüllt war. Sophie war auf das bescheidenste gekleidet. Ein enges Leibchen ließ die Formen ihres Oberkörpers in vollendeter Rundung hervortreten. Die Aermel ließen ungefähr die Hälfte der Arme mit den zierlichen Händen frei.

So lag sie kniend und selbst schmerzhaft erregt neben der doppelt kranken Mutter, deren tiefes Weh in ihrer eigenen Seele den Schmerz um den Verlust des schwärmerisch geliebten Bruders noch erhöhte.

In solch' trostloser Oede des Kummers hatten die Beiden wieder eine Nacht zugebracht. Statt des milden Schlafes waren nur Thränen über ihre Augen gekommen, und der Morgenstrahl des nebelgrauen Tages, welcher jetzt das Zimmer erhellte, fand in ihnen den alten Kummer noch in ungestörter und ungeschwächter Kraft.

»Mutter!« begann endlich Sophie mit jenem weichen herzgewinnenden Ausdrucke der Stimme, in welchem die ganze Zärtlichkeit eines besorgten Kindesherzens lag; »Mutter! fühlst Du Dich etwas erleichtert, und willst Du eine Stunde schlafen? Es wird Dir Kraft geben und Du wirst auf einen Augenblick deinen Schmerz vergessen!«

Sie wartete mit der Spannung sorgenvoller Liebe auf eine Antwort der Mutter.

Endlich wendete diese leicht den Kopf zur Seite, wo

das Mädchen kniete, strich ihr mit der einen Hand das Haar aus der Stirn, und schien einen Augenblick lang in ihrem Anschauen versunken. — »Ganz wie seine Augen!« sagte sie endlich tief aufseufzend und wandte sich ab, während sie ihr Gesicht schluchzend mit beiden Händen bedeckte.

Es war wieder still in dem Zimmer. Man hörte nur die tiefen Athemzüge der trostlosen Mutter und ihr unterdrücktes Weinen.

Plötzlich fuhr sie mit der Hand rasch sich einigemal über die Augen. Es war, als wollte sie mit den Thränen alle äußeren Spuren ihrer inneren Erregung wegwischen. Sie versuchte sogar, stark zu erscheinen, und wollte sich rasch vom Lehnstuhl erheben, aber glücklicherweise war Sophie, die ängstlich jede Bewegung der Mutter bewacht hatte, sogleich aufgesprungen und hatte die alte Frau schnell in ihren Armen aufgefangen, bevor diese kraftlos in den Stuhl zurücksank.

»Was wolltest Du?« rief das Mädchen noch bleich vor Schrecken; »warum sagtest Du mir es nicht, wenn Du aufstehen wolltest? Ich hätte Dich unterstützt. Soll ich Dir Jemand rufen? Ich will zum Doctor laufen!«

»Bleib!« sagte die Mutter leise, »bleib! Es ist schon wieder vorbei. Ich habe mich stärker geglaubt als ich bin. — Es ist übrigens nicht die erste Täuschung meines Alters!« fügte sie schmerzlich und fast tonlos hinzu.

Sie versuchte es sich auf ihre Tochter zu stützen, und ging einige Schritte im Zimmer auf und ab.

»Ich wäre ruhiger,« begann sie nach einigen Augenblicken, »wenn Gott der Herr mir ihn in einer gewöhnlichen Krankheit genommen hätte, wenn es längere Zeit gedauert, und ich mich an den Gedanken des Scheidens allmälig hätte

gewöhnen können! Aber so, kaum daß der erste Anflug des Unwohlseins über ihn gekommen war, so rasch wie ein versengender Wind hat der Tod mir diesen blühenden Zweig von meinem Lebensbaum gerissen, und mir ist nichts geblieben, als die Erinnerung, die Qual und — der Verdacht!«

Sophie bebte bei dem letzten Worte so merklich zusammen, daß der Mutter die Bewegung auffiel.

»Du zitterst schon bei dem bloßen Wort, Sophie! — Wenn Du erst wüßtest, welche Gedanken mich seit den letzten Tagen peinigen, und wie sie, je mehr Mühe ich mir auch gebe, sie zu unterdrücken, doch immer mehr und mehr bei mir Wurzel fassen; wie aus dem Keime des Verdachtes immer mehr und mehr sich eine Gestalt entwickelt, ein Wesen, das —«

»Wen willst Du damit bezeichnen, Mutter?« rief Sophie entsetzt und fühlte kaum die Kraft in sich, sich aufrecht zu erhalten.

»Ich werde keinen Namen nennen,« sagte Mutter Haimon mit tiefem Ernste; »ich werde schweigen, bis die Stunde der Entdeckung gekommen. — Wenn es einen Gott gibt,« rief sie aufgeregt aus — »und mein Glaube daran steht ohne Wanken fest — so wird sich eines Tages das fürchterliche Räthsel lösen, dem mein Kind zum Opfer gefallen ist. — Doch was ist das?« unterbrach sie sich, — denn Sophie wankte todtenbleich an ihrer Seite, — »hat dieser Dämon mein anderes Kind auch verzaubert?«

Sophie hatte sich schnell gefaßt und unter Thränen lächelnd flüsterte sie, das Auge halb zur Mutter aufgeschlagen: »Fürchte nichts für mich, Du weißt ja, ich stehe unter einem andern Zauber!«

»Meinst Du Carl?« erwiederte die Mutter finster; »o!

er ist auch einer von den Schmetterlingen im Sonnenschein. Da flattern sie und umgaukeln die Blume; kommt aber der trübe Regentag des Unglücks, wo bleiben dann diese bunten Schmeichler?«

Sophie schlug bei diesen bitteren Worten der Mutter schweigend die Augen nieder. Eine Purpurröthe war in ihrem Antlitze aufgeflammt. Zwei große Thränen rollten über ihre Wangen, doch im Grunde ihres Herzens sprachen alle süßen Stimmen jugendlicher Neigung, zärtlicher Schwärmerei und des liebevollsten Vertrauens für den Mann, dessen die Mutter eben so feindselig gedacht hatte.

Die Haimon sah den inneren Kampf ihres Kindes und war klug genug, für den Augenblick über diesen Gegenstand zu schweigen. Sie wußte ja, daß ein krankes Herz der offenen Wunde gleicht, welche jede Berührung schmerzlich empfindet. Aber die letzten Augenblicke schienen wie ein Mißton die Harmonie zwischen Mutter und Tochter gestört zu haben.

Ein Schweigen war eingetreten, das Beide drückte, ohne daß weder Mutter noch Tochter sich gestimmt fühlten, zuerst den Faden des Gespräches wieder aufzunehmen, und Sophie war deswegen sehr froh, als das Dienstmädchen sie in die Küche hinaus rief.

Als Sophie hinauskam, trat ihr sogleich ein hochgewachsener Mann entgegen, und man konnte es ihm deutlich ansehen, wie große Mühe es ihn kostete, eine gewisse äußerliche Fassung zu behaupten.

Sophie fühlte sich bei seinem Anblicke etwas beklemmt und fragte mit schüchterner Stimme: »An wen bei uns habt Ihr einen Auftrag?«

Der Fremde sah sie einen Augenblick lang mit unverkennbar innerer Bewegung an, endlich sagte er langsam: »Ich möchte gern mit der Frau Haimon sprechen. Freilich höre ich, sie sei krank. Und doch muß ich sie sprechen.«

»Ich will nicht in Ihn dringen,« sagte Sophie bescheiden, »mir die Post für meine Mutter aufzugeben — aber,« fügte sie zögernd hinzu. —

Der Fremde schien in den Anblick des Mädchens verloren.

»Sie haben Recht,« sagte er endlich, »das, was ich Ihrer Mutter zu sagen habe, muß ich ihr aber doch selber sagen. Eins ließe sich aber machen. Bereiten Sie sie auf das Kommende vor, es wird sie dann weniger überraschen.«

Sophie sah den Fremden ängstlich an. Sie fühlte sich beklommen in seiner Gegenwart, und doch war es wie eine höhere Macht, welche sie, wie sie nur zu gut fühlte, seinem Willen unterthan machte.

»Sagen Sie ihr, daß Jemand eine gute Nachricht für sie hätte, eine freudige Nachricht; erzählen Sie ihr,« fuhr er trüb lächelnd fort, »daß der Mann, welcher als Bote gekommen, zwar nicht sehr freundlich aussehe, —«

»O! Sie bringen mich in Verlegenheit!« flüsterte Sophie erröthend, da sie jetzt einsah, daß es kaum ein Diener sein könne, der vor ihr stand.

»Sagen Sie ihr endlich,« hob der Fremde wieder an, mühselig seine Worte aneinander fügend, »daß sich auch gute Nachrichten von ihrem —— verlorenen Bruder gefunden hätten!«

Das Mädchen sah ihn zweifelnd an. Sie verstand nicht, was er damit meinte, und wagte doch nicht, ihm zu sagen, daß die Mutter niemals ihren Kindern von einem so nahen Verwandten gesprochen habe.

»Eilen Sie! eilen Sie!« drängte der Fremde, als Sophie zweifelnd zögerte, und dieser Aufforderung halb willenlos nachgebend, ging sie in das Zimmer zu ihrer Mutter zurück, welche in diesem Augenblicke auch bereits nach ihr gerufen hatte

Aber ehe sie noch versuchen konnte, die passende Ein-

leitung für das zu finden, was sie sagen sollte, fiel ihr gleich beim Eintritte die beunruhigende Hast auf, mit welcher die Mutter nach dem, was draußen vorgegangen, fragte, und ehe sie sprechen konnte, hörte sie hinter ihrem Rücken leise die Thüre öffnen. — Die Blicke der Kranken fielen auf die Gestalt eines Eintretenden. Mit einem halb unterdrückten Schrei sank sie zurück, während Martin hervorstürzte, sich zu ihren Füßen warf und ihre herabhängende Hand mit seinen Thränen benetzte.

X.

Wenn Frau Nani, die Kastanienbraterin, auch ziemlich weit draußen auf der Wieden wohnte, so war diese Entfernung von der Stadt doch nicht so beträchtlich, um nicht die Vortheile eines spottbilligen Quartiers aufzuwiegen, um so mehr, als der Ruf von Frau Nani's Gastfreundlichkeit sich wie eine schöne Tradition in den Hörsälen der Wiener Universität fortgepflanzt hatte, und daher auch immer das eine Zimmer, welches sie an Zimmerherren vermiethete, vollständig besetzt war.

Zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, hatte sie nicht weniger als drei junge Studenten zu Bett, von denen freilich der jüngste auch schon zweimal in der Woche den Besuch eines Collegen erhielt, welcher die Vorpraxis seiner medicinischen Studien in einer Rasirstube nahm, und für seine Mühewaltung bei dem jungen Studenten einen Theil jener monatlichen Victualiensendung mit verzehren durfte, welche der Fuhrmann dem Musensohne aus der nahen Heimat immer mitbrachte. Die beiden anderen Studenten waren schon in viel

reiferen Jahren, und vorzüglich bei dem einen würde Gellert, der damals so beliebte Fabeldichter, sein bekanntes: »Was Hänschen nicht lernt« in vollkommenster Anwendung gefunden haben.

Herr Melchior Rubin war eigentlich gar kein Student mehr. Er hatte es bereits bei sämmtlichen Facultäten, mit Ausnahme der theologischen, versucht, und jedesmal das Unglück gehabt, bei den Prüfungen den Professor in so abscheulicher Laune zu finden, daß Lehrer und Schüler höchlich unzufrieden von einander schieden. Glücklicherweise geschah es bei Studenten, die mit ihrer Wissenschaft bankrott gemacht, nicht wie bei Kaufleuten, deren Namen nach einem solchen Unglück zur allgemeinen Warnung öffentlich angeschlagen wurden. Melchior stand seit lange nicht mehr in dem Kataloge irgend eines Professors, er war bereits in Medicis und Juridicis, sowie in Philosophia bankrott geworden. Doch galt er immer noch, vorzüglich bei seiner Hauswirthin, als das Muster eines Studenten.

Für diese Frau war er aber auch die kostbare Vereinigung vieler männlichen Tugenden. Er war für das Geschäft ihr Buchhalter, ihrem Herzen ein Hausfreund, ihren Kindern Wärter, Lehrer und Spielcamerad, endlich ihrem Manne gegenüber eine imponirende Autorität. Dazu kam noch, daß es ihr nicht wenig schmeichelte, einen Zimmerherrn zu haben, der mit hohen Personen in Verbindung stand, denn der ganze Grund wußte davon, daß Herr Melchior Rubin vor einigen Wochen durch einen Amtsdiener einen Brief von dem Herrn kaiserlich königlichen Regierungsrathe Sonnenfels erhalten habe, und darin stand, wie Jeder sich davon überzeugen konnte, denn Herr Melchior Rubin trug den Brief jederzeit bei sich in der Tasche: »Mein Lieber, fin-

den Sie sich morgen zu gelegener Zeit bei mir ein!« — Der Brief sah zwar schon etwas schmierig und zerschlissen aus, aber man wußte nicht, war die Tasche daran schuld, oder der Umstand, daß schon fast sämmtliche Hände des ganzen Grundes ihn zwischen ihren Fingern gehabt hatten.

Bei einem solchen Verhältnisse war es also ganz natürlich, daß Frau Nani, von ihrem Besuche bei der Hausmeisterin im Freihause in ihre vier Pfähle zurückgekehrt, sich kaum Zeit nahm, nachzusehen, ob alle Kinder bereits ordentlich im Bette lägen, bevor sie die Zimmerthüre ihrer Studenten öffnete und hineinrief: »Rubin! schläft Er schon?«

Der Angerufene lag in der That schon in der Schublade, welche ihm unter dem Bette eines der andern Studenten als Lager angewiesen war, aber bei dem Tone der bekannten Stimme war er sogleich in der Höhe.

»Schlaf' ich, wenn ich schon munter bin?« gab er zur Antwort. »Was sagt die Frau Nani zu dem Witz, wie ich schlafen und munter sein zusammenstell'? Der Herr Regierungsrath Sonnenfels möcht' mich gleich verstehen!«

»Komm' Er geschwind heraus, ich hab' Ihm was zu sagen!«

»Mir geht nicht ein, warum ich heraus kommen soll? — Nun, was sagt die Frau Nani dazu? Um zwölf in der Nacht, wenn man mich aufweckt, bin ich noch witzig.«

»Jetzt lass' Er seine Dummheiten und komm' Er heraus. Ich hab' Ihm auch etwas zu essen mitgebracht.«

Der letztere Grund schien mit überwältigender Kraft auf die Ueberzeugung des Herrn Rubin zu wirken, und einige Augenblicke später erschien die lange magere Gestalt, in einen

alten Mantel statt des Schlafrockes gehüllt, in der Stube der Frau Nani.

Während diese nun auf dem Tische jene Ueberreste des Kuchens ausbreitete, welche sie von der Hausmeisterin mit nach Hause genommen, begann sie zugleich die merkwürdigen Erlebnisse des Abends zu erzählen. Rubins Augen, welche im Anfange nur immer unverwandt auf den Kuchen gerichtet gewesen, begannen, je weiter die Frau erzählte, immer aufmerksamer sie selbst zu fixiren, und es war deutlich, daß sein Geist einen Plan ausbrütete, denn wie Wetterleuchten zuckte es in seinem Gesichte, die lange Nase schien noch länger und noch spitzer zu werden, der Mund mit den dünnen Lippen zog sich so in die Breite, als wollte er beiden Ohren etwas im Vertrauen zuflüstern, und die dünnen Falten der Stirn hoben und senkten sich, wie auf- und absteigende Wellen.

»Und hat die Frau Nani aber auch recht gesehen?« fragte er endlich; »hat die Frau sich nicht getäuscht? Die Weiber täuschen sich sehr oft über die Männer, und wenn sie solche auch noch so sehr beim Lichte besehen.«

»Ja, was fällt Ihm denn ein, Rubin! — Was meine zwei Augen sehen —«

»Das glaubt das Herz, Frau Nani; ich weiß schon, das will Sie mir sagen. Aber was glaubt ein Weiberherz nicht alles? vorzüglich bei der Nacht und nach einem Caffeeplausch!«

»Rubin! Er wird schon wieder anzüglich,« bemerkte die Kastanienbraterin spitzig. »Ich habe Ihn nicht deswegen hereingerufen, daß Er seine Faxen machen soll. Was sagt Er aber nur zu der Geschichte! Stell' Er sich vor! Ich hab' ihn mit eigenen Augen gesehen. Ich weiß es ganz gewiß, ich

kenne ihn ja von der Kirche her, er ist immer nur bei der ersten Meff' gewesen, dann hat man den ganzen Tag ihn nicht mehr zu sehen bekommen. Das hat schon immer genug zu reden gegeben.«

»Frau Nani,« begann Rubin, »wir können Beide durch die Geschichte glücklich werden.«

Die Kastanienbraterin horchte hoch auf, denn sie begriff nicht, was ihr Student damit meine.

»Die Frau Nani wird noch nicht wissen,« fuhr Rubin fort, »daß die Geschichte mit dem Alten einen Mordspectakel in der ganzen Stadt macht, und daß Polizei, Magistrat, Stadtguardia und Grundwächter hinter dem Maleficanten her sind, um ihn, wo er zu finden, stante pede aufzuheben und einzuziehen. Wenn nun wir Beide . . .«

»Jesus, Maria, Rubin! Er wird doch nicht den Angeber machen wollen!« rief Frau Nani voll sittlicher Entrüstung.

»Angeber? wer red't von angeben! Nur ein biss'l spitzln, und frag' die Frau ihren Mann, ob ein Spitz so was Unrechtes ist?«

Frau Nani, welche wohl diesen Lieblingsausdruck ihres Mannes, aber noch nicht seine damals eben erst auftauchende doppelte Bedeutung kannte, begann schwankend zu werden, und Rubin wußte sie so geschickt mit Fragen zu umgarnen, daß er erreichte, um was es ihm hauptsächlich zu thun schien, er erfuhr so viel über die Verhältnisse der Familie Haimon, als er für seinen Zweck nothwendig brauchte.

Von diesem Augenblicke an hörte er der weiteren Erzählung nur mehr mit halbem Ohre zu, er wurde offenbar schläfrig, gähnte ganz abscheulich ein über das anderemal,

und gab seiner Hausfrau kaum mehr eine genügende Antwort, wenn sie ihn im Gespräche um seine Meinung fragte.

Er hatte offenbar dabei den doppelten Zweck, die Kastanienbraterin, welche er als zu ehrlich für seinen Zweck erkannt hatte, nicht noch tiefer in seinen Plan einzuweihen, und die Unterhaltung abzubrechen. Da er jetzt genug gehört hatte, langweilte ihn das Gespräch. Er ließ sich zuerst auf einen Stuhl nieder, und es dauerte nicht lange, so schnarchte er in so tiefen Athemzügen, daß Frau Nani die Unmöglichkeit, das Gespräch mit ihm fortzusetzen, nur allzuwohl einsah. Sie faßte ihn deshalb mit ihren kräftigen Fäusten derb an beiden Schultern, schüttelte ihn ganz tüchtig, worauf er anfangs nur durch ein Grunzen antwortete, endlich sich aber so weit ermunterte, daß er langsam aufstand und sich noch sehr verwunderte, wie er heute so ganz schläfrig sei.

Kaum hatte er aber die Thüre des Studentenzimmers wieder leise zugemacht und sich in die warmen Kotzen seines Lagers eingewickelt, als auch schon seine verstellte Schläfrigkeit bis auf den letzten Schein verschwunden war. Er war vielmehr jetzt so munter und bei vollen Sinnen, wie nur am hellen Mittag, und alle Kräfte seines Geistes waren auf den einen Punct hingerichtet: aus der Entdeckung der Kastanienbraterin den möglichst größten Nutzen zu ziehen, ohne sich selbst in irgend eine Gefahr zu begeben.

Kaum daß es noch recht Tag war, stand er schon auf und begann den einen seiner Schlafgenossen so derb zu rütteln, daß dieser ganz erschrocken aus den Federn fuhr.

»Was gibt's denn? was ist geschehen?« schrie der so plötzlich Aufgeweckte und starrte die vor seinem Bette stehende Figur seines Zimmergenossen ganz verwundert an.

»Geben thut es nichts, aber leihen mußt Du mir

etwas, und noch dazu deinen neuen Rock,« sagte Rubin und zeigte auf den Kleiderhaken an der Wand, wo halbbedeckt von einem Leintuch ein schwarzer Leibrock hing.

»Rubin, Du wirst mir den Rock nicht mehr zurückbringen,« wendete der Angeredete ein, und zwar in einem Tone, der nur zu deutlich zeigte, wie viel wahren Grund zur Besorgniß er hegen zu müssen glaubte.

»Was heißt? Bin ich so ungalant, daß wenn ich einen fremden Rock zuerst spaziren führe, ich ihn dann sitzen lasse? Und damit Du ganz ruhig sein kannst, gebe ich Dir die Versicherung, daß mir Niemand mehr etwas borgt, am allerwenigsten auf einen neuen Rock, weil Jeder weiß, daß er entweder gar nicht mir gehört, oder der Schneider schon primo loco darauf vorgemerkt ist.«

»Gut,« lautete die Antwort, »ich will Dir den Rock borgen. Aber woher nimmst Du denn Hosen und Weste?«

»Woher? Werd' ich Dir weiter gehen? Das wäre eine Beleidigung.«

»Also das soll ich Dir auch borgen?« klagte der junge Student, stand aber doch lieber gleich auf, um Hose und Weste aus der Lade zu nehmen und seinem Cameraden zu übergeben, als sich noch länger mit ihm in Unterhandlungen einzulassen. Er wußte ja im Vorhinein, daß gegen solche Zudringlichkeit alles vergebens sei.

Nachdem also derart das Wichtigste der Toilette besorgt war, begann Rubin eine ganz eigenthümliche Operation mit seinen Schuhen, und brachte es richtig nach einer halben Stunde dahin, daß sie spiegelblank glänzten, und die zinnernen Schnallen von weitem auch für Silber gelten konnten. Nachdem er zum Schlusse noch sich von seiner Hauswirthin ein weißes Halstuch ausgeborgt hatte, begann er sich in

Staat zu werfen, wobei er mit Stolz auch ein Paar schwarze Strümpfe, sein alleiniges und unbestrittenes Eigenthum anzog.

Endlich hatte er seine Toilette vollendet, er hüllte sich in den alten Mantel, der ihm zu Hause auch als Schlafrock und des Nachts als Decke diente, und trat den Weg in die Stadt an.

»Jetzt bin ich wie eine Melone,« sagte er vor dem Weggehen zu seinem Stubencameraden, als er sich schon in den Mantel gehüllt nach allen Seiten vor ihm herum drehte; »die Schale von außen schmutzig und zerrissen, aber welch' feiner Kern! — Nimm Dir, junger Mann,« fuhr er pathetisch fort, »ein Beispiel an mir, so muß der Mann von wahrem Werthe sein, äußerlich schlicht, aber im Innern kostbar und herrlich. Jetzt lebe wohl und vergiß nicht, mir noch zwei Siebzehner zu borgen.«

Mit saurem Lächeln erfüllte der junge Student ihm auch diesen Wunsch noch.

Auf dem Wege nach der Stadt überlegte Melchior genau, was er eigntlich dem Regierungsrathe sagen werde. Er wußte, daß das Verschwinden des Wächters vom Stephansfreidhofe außerordentliches Aufsehen in der Stadt machte, er wußte, daß man die widersinnigsten Fabeln an dieses Ereigniß knüpfe, und hatte gehört, daß die Polizei eifrig dem Flüchtling nachforschte, daß aber das Auffinden einer Spur mit um so größeren Schwierigkeiten verknüpft sei, weil Martin der Wächter in den letzten Jahren mit Niemand Umgang gepflogen, also gar kein Anhaltspunct zur Vermuthung, wohin er sich gewendet habe, vorhanden sei.

Mit dem ganzen Stolze, ein wichtiges Geheimniß zu

besitzen, stieg Melchior die drei Treppen zur Wohnung seines Gönners, des Herrn Regierungsrathes Sonnenfels, hinauf.

Die Magd, welche die Thür der Wohnung öffnete, wurde mit einem Lächeln begrüßt, welches eben so sehr die Empfänglichkeit seines Herzens für die abgerundeten Formen der hanakischen Schönen, als eine bereits längere Bekanntschaft voraussetzen ließ.

»Ist der gnädige Herr Regierungsrath schon zu sprechen?« fragte Melchior eintretend, und begann im kleinen Vorzimmer sich aus seinem Mantel zu schälen, und jenen Theil der Toilette, welcher auf dem Wege etwas gelitten hatte, wieder in Ordnung zu bringen.

»Ich werde es gleich dem gnädigen Herrn sagen, daß Er da ist, Herr Rubin,« antwortete das Mädchen und verschwand, um aber gleich darauf wieder mit der Antwort zurückzukommen, daß Herr Rubin nur ein wenig verziehen möge, der gnädige Herr Regierungsrath werde schon läuten, wenn Er zu ihm eintreten solle.

Rubin verzog keine Miene bei dieser Antwort. Er setzte sich ganz gemüthlich im Vorzimmer nieder und schien mit vielem Behagen den Duft frischgebrannten Caffee's einzuathmen, welcher durch die offenstehende Thüre der Küche herausdrang.

»Mir scheint, bei Euch wird jetzt erst das Frühstück gemacht?« fragte er das Mädchen, als dieses wieder in der Thüre erschien; »wie kann man nur so spät frühstücken. Es muß schon über acht Uhr sein, wenn nicht noch mehr.«

»Der gnädige Herr frühstückt erst, bevor er in's Amt geht. Nimmt denn der Herr Rubin schon so zeitlich seinen Caffee?«

»Manchesmal, nur manchesmal,« lautete die feinan=

gelegte Antwort; »heute zum Beispiel habe ich noch gar nicht gefrühstückt.«

»Was Er sagt! Schon so einen weiten Weg gemacht und noch nicht gefrühstückt! Er wird sich wohl nicht beleidigt fühlen,« fuhr das Mädchen zutraulich fort, »wenn ich Ihm eine Schale Caffee anbiete. Es spricht sich dann besser mit dem gnädigen Herrn, wenn man den Magen warm hat.«

»Beleidigt?« sagte Rubin; »warum soll ich beleidigt sein? Ist Caffeetrinken eine Beleidigung?«

»So komm' Er in die Küche herein, ich werde Ihm gleich geben,« erwiederte das Mädchen.

Unglückseliger Weise ertönte aber jetzt die Glocke aus dem Zimmer des Herrn Regierungsrathes, und Melchior hatte nur noch so viel Zeit, einen wehmüthigen Blick auf den Caffeetopf und einen andern auf seine Toilette zu werfen, und stand im nächsten Augenblicke vor der Thüre jenes bescheidenen Studirzimmers, in welchem einer der bedeutendsten Geister der damaligen Zeit seine reformatorischen Gedanken zu Tage förderte.

Als Melchior in das Studirzimmer trat, fand er den Regierungsrath bereits ganz schwarz und wie zu einer Visite angekleidet auf- und abgehend.

Das Aeußere dieses Mannes, welcher in der Geschichte der geistigen Entwicklung Oesterreichs einen der leuchtendsten Plätze einnimmt, und dessen weit umfassender Geist eine der festesten Stützen aller jener großen Reformen in der öffentlichen Verwaltung war, welche die Regierungszeit der großen Maria Theresia und Josephs unsterblich machen, — war so schlicht und bescheiden, daß Niemand darin die einfachen Formen des stillen Gelehrten verkennen konnte. Aber auf diesem kleinen, schmächtigen, etwas linkischen Körper saß ein so

ausdrucksvoller Kopf mit dunkeln, lebhaften, geistsprühenden Augen, daß es dahin nur eines Blickes bedurfte, um eine Ahnung von der ganzen Fülle und Lebendigkeit der Gedanken zu bekommen, die dort wohnten.

Als Melchior leise eingetreten und bescheiden neben der Thüre stehen geblieben war, hielt der Regierungsrath mit seinem Auf- und Abgehen ein und beantwortete den ehrfurchtsvollen Gruß des Angekommenen durch ein leichtes Kopfnicken.

»Ah, sieh da — was führt denn Ihn so zeitlich herein? Sonst scheint doch das aurora musis amica oder Morgenstunde hat Gold im Munde nicht Seine Leidenschaft zu sein.«

»Verzeihen Euer Gnaden, Herr Regierungsrath, was habe ich davon, wenn die Morgenstunde das Gold im Munde hat? Wenn die Morgenstunde das Gold mir auf die Hand geben möchte, dann —«

»Keine Possen,« bemerkte Sonnenfels streng. »Er erlaubt sich mehr zu reden, als ich Ihn frage, und Er weiß, ich kann das nicht wohl leiden. Also was führt Ihn herein, was will Er von mir? Rede Er rasch, ich habe nicht lange Zeit.«

Rubin war zwar etwas betreten durch diese Zurechtweisung, aber gewohnt, sich immer Andern unterordnen zu müssen und den fremden Willen über den seinen zu setzen, ließ er sich nicht abschrecken, sondern begann eine ausführliche Auseinandersetzung der Entdeckung, welche er gemacht haben wollte.

Der Regierungsrath hörte ihm schweigend, aber in sichtbarer Spannung zu. Endlich hatte Rubin seinen Bericht geendet und während Sonnenfels mit seinen großen schwarzen Augen ihn forschend anblickte, sagte er langsam: »Weiß Er schon, Rubin, daß der Auftrag an alle Grundgerichte

gegangen ist, auf den Flüchtling zu fahnden? daß bereits seit vierundzwanzig Stunden überall in allen Asylen nachgeforscht wird, und daß ein Preis darauf gesetzt ist, wer zuerst eine sichere Nachricht über den Aufenthalt dieses Menschen gibt?«

»Kein Wort weiß ich davon, Euer Gnaden, Herr Regierungsrath. Aber da ich gehört habe, daß man in der ganzen Stadt von dem entflohenen Wächter spricht, und ganz absonderliche Märchen daran geknüpft werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, meinem hochverehrten Gönner —«

»Lass' Er das,« fiel Sonnenfels ihm ins Wort. — »Jetzt setze Er sich an den Tisch hin und schreibe Er mir den Namen der Frau, die Ihm die Eröffnung gemacht hat, dazu Gasse, Hausnummer und Vorstadt auf.«

Rubin erfüllte den Befehl des Regierungsrathes und übergab ihm das Papier.

»So,« sagte Sonnenfels, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Blatt geworfen hatte; »so, jetzt wird Er so gut sein und hier bleiben in meinem Hause, bis ich wiederkomme. Daß Er es sich ja nicht einfallen läßt, eher sich zu entfernen, als bis ich Ihm die Erlaubniß gebe. Er kann indeß in meinem Bücherzimmer sich die Zeit vertreiben.«

Ein Wink mit der Hand belehrte Herrn Melchior Rubin, daß er entlassen sei. — Als er wieder in das Vorzimmer trat, fragte ihn das Mädchen lächelnd: ob er jetzt frühstücken wolle?

»Ja,« sagte er trübselig, »aber zu Mittag möchte ich dann auch etwas haben!«

Der Regierungsrath Sonnenfels verließ bald darauf eilig das Haus.

XI.

Während in solcher Weise sich gegen Martin ein unvermutheter Schlag vorbereitete, der seine Sicherheit bedrohen mußte, war die kleine Wohnung der Frau Haimon der Schauplatz eines Ereignisses geworden, von welchem die Kunde sich allsobald wie ein Lauffeuer durch das ganze große Freihaus verbreitete.

Kaum eine Stunde, nachdem das Wiedersehen zwischen Frau Haimon und ihrem alten Bruder stattgefunden hatte, fuhr bei dem Freihause ein Wagen vor, aus welchem ein junger Mann hastig heraussprang, und ohne sich umzusehen, eiligst auf der Treppe verschwand. Er schien nicht bemerkt zu haben, daß die Hausmeisterin unter dem Thore stand und bei seinem Anblicke laut aufkreischte; es entging ihm, daß ein Dienstmädchen auf der Treppe vor Schrecken das Geschirr, welches sie trug, aus der Hand fallen ließ. Ohne irgend etwas zu beachten, stürmte er bis in den dritten Stock hinauf, und erst wie er vor der Haimon Wohnung stand, schienen ihm Besinnung und Nachdenken zurückzukehren.

Wir kennen diesen jungen Mann schon. Derselbe ist's, welcher in der Capelle aus tödtlichem Schlummer erwacht und nach dem Ereigniß in der Stube des Freidhofwächters von dem jungen Geistlichen in seine eigene Wohnung gebracht worden war, wo seine Jugendkraft ihn überraschend schnell die Schwäche der langen Ohnmacht, in welcher er gelegen, überwinden ließ. Vergebens hatte sein Retter, bei welchem

er die sorgsamste Pflege gefunden, ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welcher er sich durch ein zu frühes Wiedererscheinen unter den Leuten aussetze, vergebens ihm vorgestellt, daß jene Feinde, welche seinen Scheintod benützen wollten, um ihn unschädlich zu machen, gegen den Wiederauferstandenen mit um so größerem Hasse erfüllt sein müßten. Er hatte ihn beschworen, wenigstens so lange bei ihm zu bleiben, bis eine Untersuchung eingeleitet worden sei, welche alle Fäden jenes Complotes, dessen Opfer er geworden, entdeckt hätte. Auf alle diese Gründe hatte der junge Mann nur mit der Versicherung geantwortet, daß er vor allem seine arme Mutter beruhigen müsse, ja er bestand sogar mit einer gewissen Dringlichkeit darauf, daß sein neuer Freund alles anwenden möge, um eine Untersuchung zu vereiteln.

Der Geistliche gab endlich seinen Bitten nach. Er selbst hielt es nach einigem Nachdenken für das Gerathenste, den jungen Mann, welchen bisher noch Niemand bei ihm gesehen hatte, und von dessen Aufenthalt bei sich er dem Cardinal-Erzbischof nur eine einfache Meldung gleich am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht gemacht hatte, darin zu willfahren, daß er ihn zu seiner Mutter zurückkehren ließ, während er anderseits sich fest vornahm, jeden Schritt Desjenigen, zu dem er sich so sehr hingezogen fühlte, zu überwachen. Deswegen besorgte er ihm auch am Morgen des zweiten Tages die nöthigen Kleider und begleitete selbst ihn in einem Wagen bis an das Freihaus.

Davon hatte der Wiedererstandene keine Ahnung, daß in demselben Hause genaue Bekannte seines Beschützers wohnten, durch welche dieser ihn zu beobachten sich vorgenommen hatte.

— Jetzt stand der junge Mann vor der Thüre zur Wohnung seiner Mutter. Vor seinem Geiste sah er lebhaft die Ausbrüche des Schmerzes, den das zärtliche Mutterherz um ihn empfunden haben mußte, denn er wußte von dem Geistlichen, daß man ihr das Ereigniß jener Nacht verschwiegen, ebenso wie er selbst gebeten hatte, ihr es nicht früher mitzutheilen, als bis er selbst sich an ihre Brust werfen könnte.

Dieser Moment war nun gekommen, aber jetzt fürchtete er das Wiedersehen eben so sehr, als er es früher mit aller Sehnsucht seines Herzens herbeigewünscht hatte. Deswegen klopfte er nur leise an die Thür. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Die Hand, welche öffnete, war die seiner Schwester Sophie, auf deren Klugheit und Entschlossenheit er sich verlassen konnte.

Sie wurde leichenblaß bei seinem Anblicke und blieb wie eingewurzelt sprachlos stehen.

»Um Gottes Willen, Sophie! Ich bin es — ich lebe! Nur keinen Laut, daß die Mutter nicht erschreckt wird.« Bei diesen Worten zog er die Schwester, welche sich weinend an seinen Hals geworfen, in eine kleine Kammer neben der Küche. Flüchtig berichtete er, was mit ihm geschehen, und ließ sich ausführlich über den Zustand der Mutter, und was seit seinem vermeintlichen Tode vorgegangen, erzählen.

Endlich schien auch eine Frage auf seinen Lippen zu schweben, und die Schwester schien seinen Gedanken zu errathen.

»Ich werde die Mutter,« sagte sie, »auf die Freude, welche ihr bevorsteht, vorbereiten, — aber,« fügte sie warnend hinzu, »nenne vor ihr nicht mehr den Namen Leroir, sie scheint nur mit Grausen an diesen deinen Freund zu den-

ken und flucht ihm, als der Ursache deines Todes. Er hat auch seit dem Abend, als er und Dr. Mesmer sich nicht die Ehre nehmen ließen, deinen Sarg selbst in die Capelle zu tragen, sich nicht mehr blicken lassen.«

»Und Mesmer, mein Jugendfreund, der während meiner kurzen Krankheit nicht von meinem Bette gewichen?« fragte der Jüngling athemlos und wie von innerer Pein gequält.

»Er war es, der Dir den Todtenschein geschrieben hat,« antwortete die Schwester.

»Und wohnt er noch hier im Hause unter uns? hat er die Mutter besucht?«

»Auch er war noch nicht bei uns, und sein Diener sagte gestern, daß die Wohnung gekündet sei.«

»Unmöglich! unmöglich!« murmelte der junge Mann vor sich hin, nicht im Stande, der Schwester gegenüber seine Unruhe zu verbergen.

Diese beschwor ihn, jetzt nur ruhig in der Kammer zu bleiben und nicht eher der Mutter seine Gegenwart zu verrathen, als bis sie selbst ihm dazu das Zeichen geben würde.

»Die Mutter ist ohnehin so aufgeregt seit der unerwarteten Rückkehr des Oheims —«

»Wie, der Bruder der Mutter? jener verlorene Sohn ihrer Familie ist zurückgekehrt, und mußte gerade jetzt zu uns kommen! Stürmt denn auf einmal alles auf uns ein! Es ist, als ob wir einem finstern Verhängnisse verfallen wären.«

Sophie schwieg von der bangen Ahnung, welche der erste Anblick des Oheims in ihr rege gemacht. »Ich muß fort,« sagte sie, »die Mutter vermißt mich sonst. Ich werde

Dich einschließen, damit die Magd bei ihrer Heimkehr Dich nicht zufällig entdecke . . .«

Ein gellender Schrei, welchen drinnen in der Stube die Mutter ausstieß, ließ die Geschwister ihrer vorsichtigen Verabredung vergessen. Sie stürzten in das Wohnzimmer.

Bei dem Anblicke ihres Sohnes streckte die alte Frau mit unbeschreiblicher Entzückung ihm die Arme entgegen, mit fast wahnsinniger Freude preßte sie ihr neuerstandenes Kind an das Herz, und rief Martin, welcher erschüttert bei der plötzlichen Erscheinung des jungen Mannes einen Schritt zurückgetreten war, in unnennbarer Freudigkeit die Worte zu: »Für diese Botschaft soll Dir alles vergeben sein.«

»Robert! mein Robert!« rief sie fortwährend aus, »sehe ich Dich wieder, habe ich Dich wieder?« Dabei hob sie mit ihren beiden vor Freude zitternden Händen den Kopf des Jünglings, welcher vor ihrem Stuhle niedergekniet war, zu sich empor, und sah forschend in sein Antlitz, als ob sie sich überzeugen wollte, daß dort keine Spur der vergangenen Leiden zurückgeblieben sei.

»Da komm her, Martin!« rief sie plötzlich ernst und vorwurfsvoll ihrem Bruder zu, welcher sich im ersten Momente der Erkennungsscene scheu zurückgezogen hatte und jetzt erbleichend mit einer Hand sich an einen Stuhl hielt, während er die andere im wüthenden Schmerz auf seine Brust preßte.

»Was ist Euch, Oheim!« schrie Sophie, welche das Erblassen des alten Mannes bemerkt hatte, und gerade noch zurecht kam, um ihn zu stützen, als er neben dem Stuhl zu Boden sank. — »Jesus! Maria! Blut!« rief das Mädchen aus. In der That war jene Stelle der Weste, wo Mar-

tin die Faust so stark an die Brust gepreßt hatte, von Blut geröthet.

Frau Haimon wendete entsetzt den Kopf von diesem Anblicke. Robert, vor dessen Auge gleich bei seinem Eintritt in das Zimmer die Gestalt des Oheims wie ein Schreckbild dagestanden, konnte auch jetzt noch nicht den Blick von dem bleichen Antlitz des Greises abwenden, dessen halbgebrochenes Auge wie um Schonung flehend zu dem Jüngling aufblickte, welcher ja nur allzuwohl der Wunde Ursprung kannte.

Mit ängstlichster Hast, aber zugleich mit all' der schonenden Sorgfalt, welcher nur eine Frauenhand bei der Behandlung von Kranken fähig ist, begann Sophie die Weste des blutenden Oheims zu öffnen und die Wunde, welche sich an der rechten Seite der Brust befand, zu untersuchen. Sie schien unbedeutend, mehr ein langer Schnitt in der Haut als tief zu sein, und das von geronnenem Blute steif gewordene Hemd schien durch sein Reiben mehr die Entzündung, in welcher sich die Stelle jetzt befand, herbeigeführt zu haben, als die Wunde selbst. Robert hatte sich dem am Boden Liegenden genähert, ohne sich so weit überwinden zu können, daß er seine Schwester in ihrer Hilfeleistung unterstützte. Er stand wie in tiefen Gedanken verloren neben dem Verwundeten und starrte in dessen Antlitz, als wenn er seine geheimsten Gedanken herauslesen wollte.

Martin streckte ihm die Hand entgegen und fast zögernd legte Robert endlich seine Rechte hinein.

»Vergib mir!« flüsterte der Greis und drückte die Hand des Jünglings an seine Lippen; »konnte ich denn dieses ahnen?«

Sophie wollte einen Feldscheer holen, welchem Ver-

langen sich zu ihrer Verwunderung der Oheim ebenso, wie Mutter und Bruder widersetzten. Sie legte also selbst einen Verband an, welcher wenigstens das weitere Aussickern des Blutes stillen sollte, und machte den Vorschlag, dem Oheim ihre eigene Kammer einzuräumen, damit er dort der Ruhe pflege. Frau Haimon und Robert waren damit um so mehr einverstanden, als es die Beiden drängte, sich allein und ohne Zeugen auszusprechen. Mutter und Sohn hatten sich gegenseitig Eröffnungen von der größten Wichtigkeit zu machen.

Die plötzliche Schwäche, welche Martin überfallen, und ein Aufbrechen der Wunde hervorgerufen hatte, ließ den Greis sich jetzt nur langsam vom Boden erheben und kraftlos wankte er, auf Sophie gestützt, zum Lehnstuhl seiner Schwester hin.

»Siehst Du Anna!« sagte er matt, »so ist der Mensch. So lange als mich der Gedanke, daß ich flüchtig, gehetzt und gejagt wie ein Thier des Waldes sei, nicht ruhen und nicht rasten ließ, so lange ich bei Tag und Nacht nicht wußte, wohin mein Haupt legen, wo mich vor den Häschern verbergen, hat der morsche Leib zusammengehalten, und ich fühlte nicht, daß ich verwundet bin. Jetzt aber, kaum daß ich im Schooße halber Ruhe und Sicherheit bin, da lassen schon die angespannten Nerven nach und die Maschine beginnt wie ein verdorbenes Uhrwerk zu stocken.« — Er seufzte tief auf und wischte mit der einen Hand sich eine Thräne aus dem Auge. — »Verzeih mir, Anna! verzeiht mir Alle!« rief er endlich überwältigt von innerer Bewegung aus, und ließ sich willenlos von Sophie in jene Kammer führen, welche sie kurz zuvor zum zeitweiligen Verstecke ihres Bruders bestimmt hatte.

Einige Augenblicke, nachdem Martin die Stube verlassen, herrschte noch tiefes Schweigen zwischen Mutter und Sohn.

Robert ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab, während seine Mutter im Lehnstuhl saß und leise weinte. Sie hielt die Hände gefaltet, ihre Lippen schienen zu beten, aber ihre Augen folgten voll Betrübniß jedem Schritte des Sohnes, der seit seiner letzten Krankheit und seiner wunderbaren Rettung ihr so ganz anders wie sonst erschien. Schier brach ihr das Herz bei dem Gedanken, daß seine Liebe zu ihr erloschen sei, denn seit dem ersten stürmischen Momente des Wiedersehens schien ein finsterer Geist sich seiner bemächtigt zu haben.

»Robert! mein Kind!« begann endlich Frau Haimon mit leiser vom Weinen erstickter Stimme, »bist Du vom Tode nur zurückgekehrt, um Deine Mutter nicht mehr zu kennen? Ist das warme Herz, das Du sonst für mich hattest, in Dir erstorben? Oder hat Gott der Herr Dich mir nur zurückgegeben, um mich für den Hochmuth zu strafen, daß ich mich die geliebteste von allen Müttern gedacht?«

Robert fühlte sich von den Thränen und diesen Vorwürfen der alten Frau bis in das Tiefste seiner Seele ergriffen, er fühlte es, daß er dem Mutterherzen, welches mit so abgöttischer Verehrung an ihm hing, viel gut zu machen habe, und konnte sich doch nicht von dem Gedanken losreißen, daß seit den letzten Tagen sich sehr Vieles in seinen Verhältnissen zur Mutter geändert habe; vor allem durch das Auftreten jenes Mannes, den er in dem entsetzlichsten Augenblicke seines Lebens zuerst in so furchtbarer Weise kennen gelernt hatte, und welcher jetzt als einer der nächsten Verwandten sich ihm vorstellte. Er hatte im ersten Augenblicke sich

vorgenommen, so viel an ihm läge, einen Schleier über die Ereignisse jener Nacht zu werfen, aber die blutende Wunde des Oheims hatte auch bei ihm wieder eine neue Wunde aufgerissen, sein Entschluß war wankend, er selbst mit sich uneinig geworden, ob er wirklich alles seiner Mutter verschweigen oder schonungslos entdecken sollte, und in diesem Widerstreit quälender Zweifel schlug nun der Vorwurf der Mutter: daß er kein Herz mehr für sie habe, an sein Ohr.

»Mutter,« sagte er endlich, »Du bist ungerecht gegen mich, die Vorsehung hat mich Dir wieder geschenkt, und mit dem verloren geglaubten Sohn auch noch einen Bruder —«

Frau Haimon machte bei diesem Worte eine abwehrende Bewegung.

»Wie!« rief Robert aus, »verstehe ich Dich recht?«

Die alte Frau sah einen Augenblick lang ihren Sohn wie forschend an, dann winkte sie ihn an ihre Seite.

»Setze Dich zu mir her,« sagte sie, »es ist Zeit, daß ich Dich in die Geheimnisse jenes Lebens einweihe, das seit Jahren wie ein finsterer Traum durch mein Dasein ging und jetzt plötzlich nochmals vor mich hintritt, nachdem ich den Vorhang vor diesen Bildern längst für immerdar herabgelassen glaubte. Setze Dich zu mir und höre, — wer weiß, wie weit diese Vergangenheit auch noch in unser künftiges Leben eingreifen wird.«

Robert befolgte die Aufforderung seiner Mutter, und diese begann ihm zu erzählen.

XII.

»Wir waren nur zwei Geschwister im Hause meiner Eltern: der Mann, der jetzt in der Kammer draußen liegt, und den Du Oheim nennen mußt, und ich. Er als der ältere und als das einzige Kind, mit welchem jahrelang die Ehe meiner Mutter gesegnet gewesen war, erfreute sich von seiner frühesten Jugend auf der zärtlichsten Sorgfalt der Eltern, und meine Mutter beklagte in späterer Zeit oft, daß die übergroße Nachsicht des Vaters und ihre eigene schwärmerische Liebe nichts dafür gethan hatten, um den hochfahrenden, starren Sinn, welcher sich zeitlich in dem Knaben ausgebildet, zu brechen. Er zählte bereits zehn Jahre, als ich geboren ward, und ein dunkles Gefühl mochte ihm wohl gleich sagen, daß er in mir eine Nebenbuhlerin in der Liebe der Eltern, eine Theilnehmerin alles dessen, was bisher nur ihm allein zu Gebote gestanden, erhalten habe.

»Ich erinnere mich aus meinen frühesten Kinderjahren,« fuhr Frau Haimon seufzend fort, »daß ich an ihm nicht den älteren Gespielen, sondern einen Peiniger hatte, welcher mit schadenfroher Lust jede Freude mir zu verbittern strebte, der sich immer zwischen mich und die Eltern drängte, und es auch wirklich dahin zu bringen verstand, daß mein armer Vater mich beinahe mit den gleichgiltigen Blicken eines Fremden betrachtete. Ich hörte ihn oft zur Mutter sagen: »Der Bube ist mein Kind, das Mädel aber gehört Dir, deswegen soll der Bube auch mir nachgerathen und einmal etwas Tüchtiges

werden. Du magst schauen, daß Du aus deiner Tochter ein ordentliches Weib machst.« Das war, wie die Mutter mir oft erzählte, der erste Grund des Zwiespalts zwischen meinen Eltern, aber auch die Ursache, daß meine Mutter sich immer enger an mich schloß, während der Vater meinem Bruder eine Erziehung weit über seinen Stand gab.

»Ich war vierzehn Jahre alt und mein Bruder vierundzwanzig, als unser Vater plötzlich starb.

»Ich erinnere mich noch des fast unstillbaren Schmerzes meiner Mutter, auch Bruder Martin schien tief davon ergriffen, und es war eine Zeit lang, als ob der erschütternde Schlag, der uns getroffen, uns Alle näher gebracht und auf das Innigste vereinigt hätte.

»Leider dauerte die Einigkeit nicht lange und das Zerwürfniß zwischen der Mutter, an welcher ich fest und innig hing, und meinem Bruder brach nur zu bald mit verstärkter Gewalt wieder aus. Die erste Ursache war leider traurig genug, und meine Mutter hatte bereits lange vorher dem Eintreten dieses Augenblickes mit Bangen entgegengesehen.

»Die Vermögensverhältnisse meines Vaters waren nämlich bei seinem Tode zerrütteter, als man es nach dem Haushalte, den er immer geführt, hätte ahnen können. Meine gute Mutter war entschlossen, alles hinzugeben, um den ehrlichen Namen ihres Mannes aufrecht zu erhalten, und so kam für uns eine Zeit ungewohnter Einschränkung. Wir fügten uns willig darein, die Mutter und ich; doch der verwöhnte Martin sah in der nothgedrungenen Sparsamkeit nur eine böswillige Verabredung zwischen der Mutter und mir, um ihn für seine bisherige Bevorzugung durch den Vater zu demüthigen, ja, um ihn sogar in seinem Erbe zu verkürzen.

»Diese Beschuldigung, welche sogar der Mutter gegen=

über auszusprechen er sich nicht entblödete, brach ihr, der milden, sanften Frau, fast das Herz, und auf mein Zureden entschloß sie sich, wenn auch mit den äußersten Anstrengungen, ihm dadurch den Beweis von der Grundlosigkeit seines Verdachtes zu geben, daß sie fortfuhr, ihn eine Zeitlang, ganz so wie bei dem Leben des Vaters, mit reichlichen Zuschüssen zu versehen. Die Arme hatte die Hoffnung genährt, ihn dadurch von ihrer unveränderten mütterlichen Liebe zu überzeugen, sie hatte geglaubt, ihn durch solche Opfer näher und fester an sich zu knüpfen, und ihn aus den Banden zu reißen, in welchen er leider so jung schon sich befand.«

Die Haimon schöpfte Athem, bevor sie, des Sohnes Hand zärtlich drückend, fortfuhr:

»Denn höre es, Robert, höre es zu deiner eigenen Warnung, obgleich Du ein gutes Kind bist, das, wie ich glaube, mit Wissen mir noch nie eine schwere, sorgenvolle Stunde bereitete, der unglückliche junge Mensch war damals schon in die Hände jener Verbindung von Männern gefallen, deren wahnsinniges, sündhaftes Verlangen nach ungeheuren Reichthümern sie den Worten von Abenteurern folgen ließ, welche mit Wünschelruthen verborgene Schätze aus der Erde hervorzuzaubern versprachen, welche vorgaben, die geheimen Kräfte der Natur sich unterthan gemacht zu haben, und aus unedlen Metallen und gemeinen Kieselsteinen echtes Gold und kostbare Edelsteine herzustellen sich vermaßen.«

»Also in die Hände der Adepten war er gefallen!« rief Robert überrascht aus.

»So nannte man jene Menschen!« sagte Frau Haimon. »Meine Mutter erfuhr erst spät davon, leider als es schon fast zu spät war. Der größte Theil unseres kleinen Vermö-

gens war nach und nach in seine Hände geflossen, um in den Schmelztiegeln jener Betrüger zu verschwinden. Endlich, als er sich gezwungen sah, uns seine Lage mitzutheilen, war es zu spät, und doch,« — die alte Frau schien das Folgende nur mit Ueberwindung erzählen zu können — »doch hatte er im Laufe der letzten Jahre einen solchen Einfluß auf die Mutter und sogar auf mich gewonnen, daß wir selbst neue frohe Hoffnungen faßten, als er, ungebeugt von allen bisherigen Verlusten, mit der entschiedensten Zuversicht das nahe unfehlbare Gelingen der bisherigen Versuche in Aussicht stellte, und eine Zukunft von Reichthum und Glanz vor unsern Augen entwickelte, welche meine arme Mutter und — ich gestehe es Dir, mein Sohn — auch mich verlockte.

»Wir vertrauten ihm das Letzte, was uns aus früherem Wohlstande übrig geblieben war, noch an, — auch dieses ging verloren!

»Damals sah meine arme Mutter ihn zum letzten Mal. Er hatte es nicht über das Herz bringen können, ihr nach dem Scheitern aller seiner Hoffnungen noch einmal vor das Auge zu treten, er hatte nicht den Muth dazu, uns es selbst zu sagen, daß er uns zu Bettlern gemacht. Meine Mutter verschmerzte diesen Schlag nicht mehr. Es kam zwar kein Laut der Klage über den Verlust des letzten Restes unseres Vermögens über ihre Lippen, aber ich verstand ihren schmerzlichen Blick nur zu wohl, wenn sie wehmüthig mich über die Entbehrungen zu trösten versuchte, denen ich jetzt ausgesetzt sei, und ich sah es nur zu oft, wie sie ihre Thränen verbarg, wenn ich unverdrossen bis spät in die Nacht arbeitete, um unser karges Leben zu fristen.

»Die letzte Nachricht, welche wir damals von Martin erhielten, war in einem Schreiben, worin er uns flehend um

Verzeihung wegen des Unglückes bat, das er auf uns herabbeschworen. Er versicherte, nicht eher wieder vor uns zu erscheinen, als bis er in der Fremde jenen Reichthum gewonnen, der hier immer so hartnäckig ihm entgangen war, den er aber anderswo gewiß erringen werde.

»Er erschien nicht mehr vor meiner Mutter. Sie starb, ohne ihn wieder gesehen zu haben. Der letzte Seufzer ihres Mutterherzens war noch ein Segen für ihn.«

Die Erzählerin hielt hier einen Augenblick inne. Die Erinnerung schien sie mit der ganzen Kraft jenes längstverflossenen wehmüthigen Momentes zu erfassen, auch Robert war ergriffen von dieser einfachen Darstellung des verlornen Lebens eines Mannes, der in den letzten Tagen so tief in sein eigenes Geschick eingegriffen hatte. Seine Mutter schien sich endlich erholt zu haben und fuhr in ihrer Erzählung fort:

»Eine Reihe von Jahren verging, bevor ich meinen unglücklichen Bruder wiedersah.

»Ich war bereits verheiratet, und Du warst schon ein Knabe, als eines Abends ein Fremder nach mir fragte und mich allein zu sprechen wünschte. Dein Vater, welcher bei mir sich befand, beschwichtigte meine Besorgnisse und trat in das andere Zimmer, während ich den Fremden eintreten ließ.

»Es war mein unglücklicher Bruder.

»Sein Aussehen zeigte, daß er das Glück, dem er nachgejagt, noch nicht gefunden, dabei aber auch noch das Letzte, das jeder Mensch aus allen Verlusten sich retten kann, — seinen inneren Frieden verloren hatte. Er schlug den Mantel, in welchen er gehüllt war, zurück und legte zu meiner Ueberraschung ein schlummerndes Kind, das kaum einige Monate alt sein konnte, in meine Arme.«

»Sei Du ihr Mutter,« sagte er unter hervorstürzenden Thränen, »mein unglückliches Weib ist todt; und würde nicht in meiner Nähe dieses junge Leben eben so vergiftet werden, wie alles, was meine unglückseligen Hände berühren?«

»Er sah mich so flehend dabei an; ich rief deinen Vater aus dem Nebenzimmer, und wir behielten das Kind!«

»Helene?« rief Robert überrascht aus, und der Mutter entging es, daß eine tiefe Röthe das Antlitz ihres Sohnes überzog.

»Ja, es war die unglückliche Helene!« sagte Frau Haimon seufzend, »deine Jugendgespielin, welche den unruhigen, unstäten und abenteuernden Geist ihres Vaters geerbt zu haben schien.«

Wieder entstand eine Pause. Beide schienen einige Minuten lang mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Es war, als ob eines das andere nicht stören wollte. Endlich ergriff Frau Haimon wieder das Wort:

»Seit jenem Abende hatte ich von meinem Bruder nichts gehört. Ich hatte keine Ahnung davon, daß er seit Jahren schon in unserer Nähe sich befindet, sorgsam jedem Zusammentreffen ausweichend, und deshalb in einem Lebensverhältnisse, welches ihm gestattete, sich fast ganz von der Welt abzuschließen.«

»Mutter!« sagte Robert, vom Stuhle aufstehend, »glaubst Du, daß dein Bruder jetzt anders ist, als früher? Ich kann nicht ohne innere Scheu mich einem Menschen nähern, mit dem ich in solcher Weise, wie es geschehen, zusammengetroffen bin, und welcher jetzt noch am Abend seines Lebens alles, was sich ihm naht, in den Kreis eines unheimlichen Treibens zu ziehen scheint. — Er mag sich die Miene geben, als wenn er bereuete,« fuhr Robert nach einem

kurzen Stillschweigeu fort, während er vor seiner Mutter stehen blieb: »aber glaubst Dn, daß Seelen dieser Art, in welchen von Jugend auf aller Gottesglaube in wahnsinniger Phantasterei untergegangen ist, einer echten, tiefen, frommen Reue fähig seien? Und dann, abgesehen davon, wird er uns verzeihen können, was mit Helene geschehen, wird er nicht uns den Vorwurf machen?«

Er weiß es schon,« sagte Frau Haimon, »er fragte nach seinem Kinde, und ich habe ihm offen die Wahrheit gesagt. Er schwieg, so sehr ihn auch die Nachricht zu ergreifen schien, und ich vernahm nur, wie er vor sich hinflüsterte: »Meine Schuld, meine Schuld, warum habe ich mich nicht meinem Kinde gezeigt, sie wäre sonst vielleicht nicht in die weite Welt geflüchtet!«

»Als ob wir eine Schuld daran hätten, daß ihr Leichtsinn sie zu dem Unerhörten trieb,« rief Robert bitter aus, und eine trübe Erinnerung schien vor seinem Geiste vorüberzuziehen.

»Das Mädchen hat auch einige Jahre meines Lebens auf ihrem Gewissen,« begann die Mutter wieder, »ich hielt sie, Du weißt es ja, wie mein eigenes Kind, und habe für alle meine Sorgfalt nur Undank geerntet, Dich, armer Robert, hat ihr leichtsinniger Streich auch schwer getroffen, und ich glaube immer, der falsche Mensch, der Kanzlist, der sich von jener Zeit an immer seltener bei uns sehen ließ, war nicht ohne Einfluß auf ihren Schritt.«

»Ich bitte Dich, Mutter, denke nicht daran,« warf ihr Sohn fast ungeduldig ein, und es schien, als wenn dieses Gespräch nur unangenehme Erinnerungen in ihm erwecke, welche er zu unterdrücken strebte.

»Gut,« sagte Frau Haimon, »ich will also davon

schweigen, ich will mich mit dem, was mir das Liebste auf Erden ist, mit Dir, mein Sohn, allein beschäftigen. Du glaubst nicht, Robert, wie wohl ich mich fühle, seit Du wieder bei mir bist. Mir kommt das Ganze jetzt wie ein Traum vor.«

»Mir auch, mir auch! Ich fühle mich fast wohler jetzt, als sonst. Die Brust ist mir erleichtert, mein Geist scheint neue Spannkraft gewonnen zu haben; es war nur ein tiefer, tiefer Schlaf, in dem ich gelegen, ein Ausruhen des ganzen geistigen und leiblichen Menschen, das keine Ermattung bei dem Erwachen zurückläßt.«

Der zärtliche, freudige Blick der Mutter fiel liebevoll auf ihn; er ergriff ihre Hand, welche er innig küßte.

»Was soll aber,« begann er nach einigen Augenblicken, während eine Wolke der Besorgniß sich auf seiner Stirn lagerte, »jetzt mit dem Oheim geschehen? Man wird ihm nachforschen, und gerade bei uns ist es am leichtesten möglich, daß man ihn entdeckt. Eine Untersuchung wird, so viel ich weiß, eingeleitet, ich werde über die Vorgänge jener Nacht genaue Auskunft geben müssen. Wie leicht ist es, daß bei uns hier eine Nachsuchung gemacht wird, um vielleicht aus meinen Papieren Aufschluß über Manches zu erhalten, welches ich nach der Ansicht des Gerichtes nicht vollständig genug erkläre. Was dann, wenn man hieher kommt und den Schuldigen bei uns verborgen findet?«

Frau Haimon blickte ängstlich auf ihren Sohn. — »Wahr, nur allzu wahr!« sagte sie, »aber was glaubst Du, daß geschehen soll? und kann ich, seine Schwester, den alten kranken Mann aus dem Hause weisen? Wäre das nicht unchristlicher noch, als alles, was er selbst begangen hat?«

Die Thüre wurde jetzt hastig geöffnet und mit schrecken-bleichen Zügen kam Sophie ins Zimmer.

»Was ist geschehen? was ist Dir?« riefen Mutter und Sohn zugleich, über das Aussehen des Mädchens erschreckt. Diese aber konnte sich nur schwer fassen und erzählte athemlos, daß die Leute im Hause erschrocken hin und her liefen, weil das Thor von Wache besetzt sei und jeden Augenblick eine Commission erwartet werde, um nach einem Verbrecher, der sich im Hause befinden solle, zu suchen.

Mutter Haimon schlug erschrocken die Hände zusammen, und auch Robert schien einen Augenblick die Fassung zu verlieren. Im nächsten Momente aber war er bereits wieder vollkommen Herr seiner selbst, bat die Mutter, sich zu beruhigen, und versprach selbst nachzuschauen.

Er war kaum in das kleine Vorzimmer zwischen Küche und Stiege getreten, als er schon ein leises Flüstern von Stimmen vor der Gangthüre zu vernehmen glaubte.

Instinctmäßig horchend verstand er aus einzelnen abgebrochenen Worten, daß vom Wächter des Stephansfreidhofes gesprochen wurde, welcher sich hier im Hause befinden sollte.

Die Gefahr, in welcher der Unglückliche schwebte, ließ Robert alle Abneigung vergessen; er dachte nur, in welcher Weise er etwa zu retten sein könnte, und ein Gedanke durchzuckte ihn, den er sogleich auszuführen beschloß. — Eine Treppe unter ihm wohnte sein Freund Mesmer. Wenn auch die Mutter erzählt hatte, daß dieser seit den letzten Tagen sich fast scheu zurückgezogen habe, so sah Robert doch in seiner Hilfe jetzt nur die einzige mögliche Rettung für Martin, und beschloß sogleich den Versuch zu machen.

Die Nachbarn, welche versammelt auf dem Gange stan-

den, wichen scheu zurück; alles Gespräch verstummte, als Robert rasch die Thüre seiner Wohnung öffnete und die Treppe hinabstieg.

Es dauerte nicht lange, so kam er wieder zurück. Seine Hoffnung war zwar nicht ganz erfüllt worden, aber zum größten Theile hatte er doch seinen Zweck erreicht. Mesmer selbst war nicht zu Hause gewesen, aber sein Diener, und Balthasar gehörte zu jenen weichen Bedientenseelen, die zu jedem Opfer bereit sind, wenn es nur etwas trägt. Für Robert hatte er außerdem eine besondere Affection, denn Niemand im Hause zahlte ihm einen Gang so gut, wie dieser.

»Wenn Euer Gnaden für Alles stehen, ich bin dabei. Die Polizei muß nicht Jeden kriegen!« war sein letztes Wort gewesen, nachdem er bereits einen Kronthaler als Darangabe empfangen hatte.

Jetzt stand Robert aber noch das Schwerste bevor, Martin von der drohenden Gefahr zu unterrichten. — Er trat in die Kammer, wohin Sophie den alten Mann gebracht hatte. Martin lag in tiefem, ruhigem Schlummer, und die Züge seines Antlitzes schienen milder als seit langer Zeit. Ein Gefühl von Wehmuth durchzuckte Roberts Herz, als er die Ruhe sah, welche er jetzt stören mußte. Er rief leise Martin bei seinem Namen und dieser fuhr erschreckt empor.

In wenigen Worten theilte ihm Robert alles mit.

»Und Dir muß ich meine Rettung verdanken!« rief Martin mit fast gebrochener Stimme, während Robert zur Eile trieb und bereits das kleine Fenster der Kammer geöffnet hatte. Schnell knüpfte er die zwei Leintücher des Bettes zusammen und befestigte sie an das Fensterkreuz.

»Gebt Acht, Martin! und Gott beschütze uns Alle!« rief er, als der Greis, dem in der Minute der Gefahr wie-

der seine ganze Kraft zurückgekehrt schien, sich auf das Fenstergesims schwang und mit fester Hand das Leintuch ergriff. Robert warf jetzt einen Blick in den Hof, der Alte mußte bereits durch ein offenstehendes Fenster im zweiten Stock in vorläufige Sicherheit gelangt sein. Rasch zog auch er das Leintuch wieder herauf und schloß das Fenster.

XIII.

Martin war in der That vorläufig in Sicherheit.

In der Richtung des zweiten Stockes angelangt, wo er bereits ein Fenster offen sah, fühlte er sich sachte bei den Füßen gepackt, und diesen selbst eine solche Richtung gegeben, daß er im nächsten Momente auf das Fenstergesims treten und vorsichtig in ein Zimmer springen konnte, das ganz so wie jene Kammer war, welche er so eben verlassen hatte.

»Gut, daß Ihr da seid,« sagte der Mann, welcher ihm die Füße helfend auf das Gesims gestellt, und gleich nachdem Martin in der Stube war, das Fenster geschlossen hatte; »Ihr habt überhaupt Glück, daß Ihr so gut hereingekommen seid. Ich habe wie ein Luchs auf das Fenster gegenüber geschaut, aber dort ist nur die Rumpelkammer vom Herrn Baron, und der Vorhang, der Jahr aus Jahr ein das Fenster verhüllt, hat sich heute noch nicht gerührt. Im dritten Stock ist gegenüber kein Fenster, und im ersten Stock drüben steht das Quartier leer, also Spitzelei nach allen Seiten hin unmöglich. Das zu eurem Troste!«

Martin antwortete nicht. Er war nach der plötzlichen Aufregung erschöpft auf einen Stuhl gesunken, er schien das,

was Jener zu ihm gesprochen, überhört zu haben. Auch die Wunde begann wieder zu brennen und er drückte die Hand an die Seite, um ein neues Bluten zu verhindern.

»Ihr seid mir ein sonderbarer Patron,« begann sein Gefährte wieder, welcher Niemand Anderer als jener lange Balthasar war, welcher sich im Hause zu verschiedenen Diensten hergab, und auch von Zeit zu Zeit der jungen Baronin gegenüber das Gebetbuch in die Kirche nachtrug. »Ich an eurer Stelle wäre zu Tod' froh, daß ich so ein Mausloch gefunden, um mich zu verschlüpfen. Ihr werdet es schon aus Erfahrung wissen, mit den Herren vom Gericht ist nicht gut Kirschen essen. Und zum Teufel, was habt Ihr denn angegeben? und wie kommt Ihr hinauf zur Frau Haimon? Steht Ihr denn so gut mit dem jungen Herrn, daß der für Euch sich bei mir so viele Mühe gegeben hat? Hätt' es mein Lebtag nicht gedacht, daß der junge Herr Robert Haimon einen Spitzbuben zum Cameraden hat. — Aber freilich, die jetzigen jungen Herren —« murmelte er vor sich hin, als er einsah, daß Martin auf alle seine verschiedenen Fragen auch nicht mit einer Sylbe zu antworten gesonnen schien.

»Na, wißt Ihr was,« sagte er endlich, »wenn Ihr auch nicht reden wollt, und ich begreif's schon, so wird's Euch doch nicht unlieb sein, etwas zu hören. Ich will einmal hinuntergehen und nachschauen, wie es steht. Mich kennt jedes Kind im Haus und mir erzählt man Alles. Da wissen wir dann gleich wie wir dran sind, und was die Commission denn eigentlich gesagt hat.«

»Er wird schon kommen,« bemerkte Martin, welcher dem langen Bedienten nicht zu trauen schien.

»Meint Ihr den jungen Herrn Haimon?« fragte Balthasar. »Ich glaube nicht, daß der früher kommt, als bis

die Luft ganz rein ist, und so lange kann ich nicht warten; dann sind die Weiber alle weg und dann erfährt man nichts Rechtes mehr. Ich sag' Euch nur, die Weiber erzählen alles was sie wissen, von den Männern wird man oft angelogen, damit sie den Frager nur los werden, und gar die Weiber hier im Hause, die haben kein Geheimniß vor mir.«

»So geht, Freund, geht!« sagte Martin ungeduldig, »aber ich bitte Euch, kommt bald wieder, ich bin nicht gern allein im fremden Zimmer.«

Balthasar sah ihn verschmitzt an. »Jetzt stellt der gar sich tugendhaft!« lachte er vor sich hin und verließ das Zimmer, welches er sorgfältig hinter sich versperrte.

Martin war nun allein. Er saß am Tische, den Kopf in beide Hände gestützt und vor sich hinbrütend. In der Seele dieses Mannes war seit den letzten verhängnißvollen Tagen eine bedeutungsvolle Umwandlung vor sich gegangen. Hinter ihm lag eine böse Vergangenheit, vor ihm eine Zukunft voll Schmach und Elend. Das Zusammentreffen mit seiner Schwester, der Anblick der liebevollen Zuneigung, welche sie in ihren Kindern umgab, ließ ihn seine Einsamkeit um so herber und schmerzlicher empfinden. War doch sein Kind dem finstern Geschicke, das als vernichtender Leichtsinn ihn von jeher verfolgt hatte, ebenfalls verfallen. Die einzige Hand, die sich ihm helfend entgegenstreckte, gehörte sie nicht jenem Menschen an, gegen den er, freilich unwissentlich, sich als tödtendes Werkzeug hatte brauchen lassen wollen?

»Die einzige Hand?« sagte er plötzlich laut zu sich. »Nein! noch ist mir ein Freund geblieben. Trage ich nicht hier,« — er zog den Brief, welchen der Provincial ihm gegeben, aus der Brust — »den schriftlichen Beweis eines

Schutzes, der bis zum letzten Augenblicke über mich wachen wird?«

Er hatte kaum Zeit, den Brief wieder unter der Weste auf der Brust zu verbergen, als er den Schlüssel in der Thüre hörte. Gleich darauf trat Balthasar ein. — Wie war aber jetzt das Benehmen dieses Menschen gegen Martin verändert! Statt des früheren zutraulichen, aufmunternden Tones lag jetzt eine gewisse Scheu in seinem Wesen; er schien seinem Gaste auszuweichen und sorgfältig jede Berührung selbst mit dem Rocke zu vermeiden. Er sah ihn mit einer gewissen furchtsamen Neugierde fast verstohlen, nur von der Seite an, und beobachtete genau jede Bewegung Martins.

»Also der Vogel ist es!« sagte Balthasar leise zu sich selbst, »und der junge Herr nimmt sich so sehr seiner an? Wenn das nicht etwas Absonderliches zu bedeuten hat, dann will ich nicht Balthasar heißen.«

Martin, welcher bisher erwartete, daß der Lange seinem Versprechen gemäß ihm Bericht über das, was im Hause vorgefallen, mittheilen werde, hatte dieses veränderte Benehmen gleich bemerkt, ohne sich aber den Grund erklären zu können.

»Nun, habt Ihr etwas gehört, guter Freund?« fragte er endlich; »war die Commission da, und wer ist denn eigentlich gesucht worden?«

»Das will der Herr von mir wissen?« antwortete Balthasar ziemlich verlegen; »ich glaubte, der Herr kennt den Herrn, den die Herren gesucht haben.«

Martin wußte jetzt genug. So unbegreiflich es ihm war, auf welche Weise man so schnell sein Versteck gefunden haben konnte, hielt er sich doch für den Augenblick

noch sicher, denn er hörte, daß die Commission, nachdem sie die Wohnung seiner Schwester durchsucht, sich wieder entfernt hatte. Der Gedanke, jetzt das Haus zu verlassen, stieg in ihm auf; aber er erinnerte sich, daß er Robert das Versprechen gegeben, ihn in seinem Verstecke zu erwarten.

Doch eine neue Sorge trat jetzt lebhaft vor seine Seele. Er bemerkte, daß Balthasar sich in seinen galonirten Rock warf und offenbar Anstalt machte, das Haus zu verlassen. Die Besorgniß vor Verrath tauchte in Martin auf, und zugleich bedurfte er keiner langen Ueberlegung, um einzusehen, daß Balthasar, um seinen Gang befragt, schwerlich der Wahrheit gemäß antworten würde.

Er war in der Hand dieses Menschen, rathlos und wehrlos. Nach einigem Zögern hob er an: »Die Commission hat das Haus verlassen, die Gefahr ist vorüber. Ich will zur Haimon zurückkehren.«

Dieser Vorschlag paßte nicht zu Balthasars Plänen. Der Schlaukopf hatte im Sinne, seinen Herrn aufzusuchen und diesen vom Vorgefallenen zu unterrichten. Er zweifelte gar nicht daran, daß Doctor Mesmer, die Wichtigkeit dieser Eröffnungen wohl berechnend, ihm mehr als einen Kronenthaler geben würde. Deswegen war er gar nicht damit einverstanden, daß Martin »das sichere Asyl« verlasse und sich der Gefahr aussetze, vielleicht auf der Stiege schon gesehen und erkannt zu werden. Er rathe ihm daher, sich hübsch ruhig zu verhalten, er werde ohnehin nicht lange ausbleiben, und es handle sich ja nur darum, Zeit bis zum Abend zu gewinnen, dann werde es leicht, ihn aus dem Hause an einen noch sicherern Ort fortzuschaffen. Auch der junge Herr habe versprochen, bald wieder zu kommen, und diesem

könne es schwerlich Recht sein, wenn er den »Herrn« nicht mehr vorfände.

Martin antwortete nichts auf diese Einwendungen. Er befürchtete bei offenem Widerstreben seine Lage zu verschlimmern. Die Klugheit gebot ihm, nichts von seiner Besorgniß blicken zu lassen, sondern Balthasar sicher zu machen. Was dann weiter geschehen sollte, davon hatte er freilich noch keinen Begriff, er hoffte aber jeden Abgenblick auf Roberts Erscheinen, und sprach diese Erwartung auch gegen Balthasar aus.

»Ich glaub' es nicht, daß der junge Herr vor Abend kommt,« meinte dieser. »Man kann ja nicht wissen, wem es auffiele, wenn er mehrmals zu uns hereinginge. Die Leute im Hause haben feine Nasen, wenn es sich um das handelt, was sie nicht wissen sollen. Ich will dem Herrn aber einen Gefallen erweisen. Ich will's dem jungen Herrn sagen, und der mag dann selbst machen was er will. Vielleicht weiß er was zu thun ist. Ich werde ihm den Schlüssel geben.«

Martins Verdacht war durch den letzten Vorschlag nicht niedergeschlagen, doch ließ er wahrscheinlich sich nichts anmerken, und sprach seine dankbarste Zustimmung aus, als Balthasar versprach, ein paar Flaschen Wein zur Labung mit nach Hause zu bringen. Vor Allem aber bat er den Langen, nach Robert sich umzusehen und diesem den Schlüssel zu übergeben.

Endlich entfernte sich Balthasar. Draußen legte er ein Schloß an und statt seinem Versprechen gemäß in den dritten Stock zu Robert hinaufzugehen, eilte er die Treppe abwärts, was dem feinen Ohre des Alten nicht entging und fürwahr nicht geeignet schien, den Verdacht zu beschwichtigen.

Vergeblich bemühte sich Martin, der Lage eine tröst-

lichere Seite abzugewinnen. Wenn auch für Augenblicke der Gedanke in ihm aufstieg, daß nur die Furcht ihn die Dinge so düster sehen lasse, und er sich selbst bereden wollte, Balthaser könne es ja vielleicht doch ehrlicher meinen, als der Flüchtling ihm zutraue, — die letzte Lüge dieses Menschen machte diese Hoffnung zu Schanden.

Wie Martin so gedankenvoll im Zimmer auf- und abging, fiel sein Blick mehrmals bereits auf einen im Winkel neben dem Ofen stehenden Korb, in welchem sich ohne Zweifel zum Behufe des Verbrennens verschiedene Papiere, theils zerrissen, theils zusammengeknittert, befanden. Von einem unwillkürlichen Zuge der Neugierde ergriffen, nahm Martin mehrere derselben, faltete sie auseinander und las darin. Es waren meist kleine Schreiben von Kranken, welche sich an Doctor Mesmer wendeten.

Der Name fiel Martin auf. Er erinnerte sich, denselben vom Provincial gehört zu haben, welcher zwar in nur allgemeinen, aber sehr rühmlichen Ausdrücken von einem Doctor Mesmer gesprochen hatte. Jetzt wußte Martin auch endlich, bei wem er eine Zufluchtsstätte gefunden.

Plötzlich fiel ihm in dem Wuste ein kleines dreieckig zusammengefaltetes Billet in die Augen, das weder wie die andern Papiere in der Mitte durchgerissen noch zusammengeknittert war, das also mehr aus Zufall als aus Absicht hierher gerathen zu sein schien. Mit erklärlicher Neugier entfaltete er gerade dieses Papier. Es war ein Schreiben ohne Unterschrift und enthielt nur wenige Zeilen, welche folgendermaßen lauteten:

„Ich danke Ihnen nochmals, verehrter Herr Doctor, daß Sie mir gestern Trägerdienste verrichten halfen und gerade zur rechten Zeit noch die klagende Hekuba nach Hause brachten. Ich kann Sie leider nicht mehr sehen, denn ich bin

eben in der Abreise begriffen, und habe kaum so viel Zeit gewonnen, um Ihrem Bedienten, der bereits vor Tagesanbruch bei mir war, diese Zeilen zu übergeben. Das Begräbniß ist verschoben worden. Dem Zufalle ist jetzt Thür und Thor geöffnet. Wir haben bisher nicht viel Glück gehabt, es mag deshalb nicht überraschen, wenn neues Unglück einbricht. Der schottische Meister rechnet auf Ihre Klugheit und Ergebenheit. Der endliche Sieg ist unzweifelhaft. Versäumen Sie es nicht, alle Schritte Hekuba's und ihrer Tochter zu überwachen. Der Einzige, der uns schaden könnte, ist hoffentlich nicht mehr in der Lage; sollte aber die Hölle ihr Spiel getrieben haben, so vertraue ich darauf, daß er Sie und Ihre Klugheit auf allen seinen Schritten begegnen wird. So weit gehen aber meine Befürchtungen doch nicht. Leben Sie wohl, von Paris aus erhalten Sie wieder das erste Lebenszeichen von mir.«

Martin hielt den Brief einige Minuten wie betäubt in der Hand. Diese Zeilen hatten ihm eine fürchterliche Aussicht in den Abgrund geöffnet, an dessen Rand er selbst geführt und dann treulos hinabgestoßen worden. Es war kein Zweifel; was er hier gelesen, bezog sich auf das Ereigniß in der Freidhofscapelle; Hekuba war die Haimon und unter dem Einzigen konnte nur Robert gemeint sein. Er untersuchte das Blatt genauer und entdeckte in einem Winkel ganz unten am Rande ein kleines Dreieck mit einem Stern darüber!

»Also ein Freimaurer!« rief Martin halb leise aus, als er dieses Zeichen entdeckte; »doch nein! ein Betrüger, welcher die Leichtgläubigkeit Anderer bethört und für seine Zwecke benutzen will. Er spricht von dem großen schottischen Meister — ich kenne nur Einen, Saint Germain, und dieser bietet nicht die Hand zu solchem Schurkenwerke. O! es beginnt jetzt in mir zu tagen, und wenn ich auch noch nicht im Stande

bin, die ganze Verkettung dieses höllischen Planes zu durchschauen, so viel ist mir klar, daß ein Betrug im Spiele ist, und Robert ein Opfer in derselben Hand werden sollte, welche mich zum Werkzeuge benutzt hatte.«

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab, mit unbezwinglicher Ungeduld Balthasars Wiederkunft ersehnend. Vor allem lag ihm jetzt nur daran, ein Mittel zu finden, um Robert seine Entdeckung mitzutheilen. Es war kein Zweifel, daß sich daran noch Umstände viel wichtigerer Art knüpfen mußten, um so mehr, als es den Anschein hatte, daß Robert noch immer arglos den für seinen Freund hielt, welcher sich zum Helfershelfer eines Betrügers hergegeben hatte.

Endlich vernahm Martin schwere Schritte sich der Thüre nähern, er hörte den Schlüssel umdrehen und in der That war es Balthasar, welcher ziemlich erhitzt zurückkam. Bei dem Eintritt in das Zimmer schien der Lange nicht den Muth zu haben, dem alten Manne offen in das Gesicht zu sehen. Dieser Beweis von Befangenheit entging Martin nicht und bestärkte ihn nur um so mehr in seinem Verdachte, daß er sich in den Händen eines Verräthers befinde. Aber er hatte sich hinlänglich gefaßt, um mit keiner Miene das zu verrathen, was in seinem Innern vorging. Gleichgiltig und scheinbar ruhig fragte er, ob Balthasar Robert gefunden habe. — Als dieser schwieg, und neugierig, was Martin nicht entging, auf das Fenster gegenüber schaute, begehrte der Flüchtling nochmals, daß der Diener nachsehe, ob Robert bereits zu Hause sei, und bat ihn, denselben herbeizuholen.

Balthasar mochte wohl in der Erfüllung dieses Wunsches keine Gefahr mehr sehen. Er entfernte sich. Diesmal hörte Martin ihn wirklich die Treppe nach aufwärts gehen. Er trat nun vorsichtig in die Nähe des Fensters, um zu er-

spähen, wonach Balthasar gegenüber geblickt hatte, und fuhr erschrocken zurück, als er am gegenseitigen Fenster — den jungen Dechant aus der Stephanspfarre erblickte, welcher aufmerksam herüberzusehen schien.

XIV.

»Dieser war es also, der auf meine Spur geleitet hat?« war der erste Gedanke, welcher in Martin aufstieg, als er am gegenüberliegenden Fenster den jungen Geistlichen entdeckte. Doch je mehr er nur Ruhe gewann, darüber nachzudenken, desto weniger schien ihm dieses wahrscheinlich, und endlich hielt er sich für versichert, es sei unmöglich, ihn von gegenüber zu erkennen, da er sich doch nie dem Fenster sehr genähert hatte.

Martin hatte allerdings mit der Vermuthung recht, daß es nicht der Dechant gewesen, welcher seine Spur verrathen hatte, aber er irrte sich, wenn er glaubte, daß jener ihn jetzt nicht erkannt habe. Uebrigens war der geistliche Herr über seine unerwartete Entdeckung eben so erstaunt, als Martin erschrocken. Er hatte Robert, wie wir wissen, in einem Wagen nach Hause begleitet, und war besorgt, welchen Eindruck das Wiedererscheinen des Todtgeglaubten auf dessen kränkliche Mutter machen würde. Er wollte es aber vermeiden, sich gleich in den ersten Augenblicken des Wiedersehens zwischen Mutter und Kind als ein Fremder zu drängen, und zog es vor, erst noch nähere Erkundigungen über die Familie, welche ihn jetzt so sehr interessirte, einzuziehen. Er konnte um so leichter dazu gelangen, als er den Baron und Fräulein Rosa kannte. Letztere hatte er noch vor wenigen Jahren als

Student unterrichtet und war seit dieser Zeit ein nicht seltener Gast bei dem Baron gewesen.

Wenn er heute auch schon Vormittags, zu einer etwas ungewöhnlich frühen Stunde kam, so war er als alter guter Bekannter doch stets willkommen. Man wußte nicht, welchen Antheil er selbst an jenem Ereignisse auf dem Stephansfreidhofe hatte. Rosa erzählte ihm geschäftig von allen Verhältnissen jenes Unglücklichen, dessen Leiche aus dem Sarge verschwunden. Das lebhafte Mädchen zog ihn aus dem Zimmer in die kleine Hinterkammer, schob den Vorhang etwas hinweg, und sagte dann, mit wichtiger Miene gegen den dritten Stock hinüberdeutend: »Da sehen Sie das Fenster, das gehört zur Wohnung der Haimon.«

Er sah hinauf. Als er dann das Auge senkte, entdeckte sein scharfer Blick im gegenüberliegenden Zimmer eine Gestalt, welche seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Glücklicherweise stand Rosa hinter ihm und konnte die Richtung seines Blickes nicht sehen, ihre Neugierde war hinauf gerichtet gewesen, und als sie das Fenster geschlossen sah, ergriff sie den Arm des Geistlichen, um ihn aus der Kammer fortzuführen.

»Lassen Sie mich hier, Fräulein,« sagte er, »ich bin begierig, ob sich nicht oben das Fenster öffnet, ich möchte gern Jemand von diesen Leuten sehen.«

»Das dürfte lange dauern,« antwortete das Fräulein lachend; »Frau Haimon ist krank und die Jungfer Tochter, die wird sich auch nicht sehen lassen, sie schämt sich die Augen aus dem Kopfe über alles, was die Leute seit ein paar Tagen reden.«

»Ich will mein Glück versuchen, vielleicht sehe ich sie doch, um so mehr, da sie nicht vermuthen wird, belauscht zu werden.«

»Ei, hochwürdiger Herr!« lachte Rosa schelmisch, »das kann ja ganz gefährlich werden.«

Sie verstummte sofort, als einer jener ernsten Blicke auf sie fiel, deren Macht aus früherer Zeit her noch wirksam geblieben.

Fast beschämt eilte sie aus der Kammer und ließ den Geistlichen allein zurück, welcher den Vorhang nun etwas weiter vom Fenster zurückschob und sich derart stellte, daß er einen möglichst freien und weiten Ueberblick gewinnen konnte.

Und in dieser Stellung war es, wo Martin ihn gesehen, und doch wieder zweifelte, ob er sich nicht geirrt habe, denn einen Augenblick darauf, nachdem sich die Blicke der beiden Männer begegnet hatten, zog sich der Dechant etwas mehr gegen den Hintergrund der Kammer zurück.

Balthasar war indeß wieder zurückgekommen, und hatte die Nachricht gebracht, daß der junge Herr nicht zu Hause sei, die Jungfer Sophie aber billige Scheu trage, eines Junggesellen Wohnung zu betreten. Der junge Herr werde wahrscheinlich selbst kommen; er sei nur mit der Commission fortgegangen, da man mit ihm ein Protocoll aufnehmen werde.

Martin hörte schweigend diese Auskunft an. Er fühlte sich durch die letzte Nachricht beunruhigt, wenn er auch überzeugt zu sein glaubte, daß Robert selbst nichts gegen ihn unternehmen würde.

Balthasar, der sich jetzt im Zimmer zu thun machte, unterbrach endlich das Schweigen. »Ein Protocoll wird mit dem jungen Herrn aufgenommen? Schöne Geschichte das. Weiß der Herr, was ein Protocoll ist?« fragte er, und setzte mit einem gewissen Anflug von Hohn gleich hinzu: »Ja frei=

lich, der Herr wird's doch wissen, was ein Protocoll ist. Ich hab' mein Lebtag' noch keins abgegeben und das ist mein Stolz. — Aber damit wir von was Anderm reden: will der Herr nicht etwas zu essen haben? Die Jungfer Sophie hat eben auch danach gefragt.«

In diesem Augenblicke ward an die Thür geklopft. — »Ah, den Klopfer kenn' ich schon von meinem Herrn her!« sagte Balthasar, und sprang zur Thür. Martin, in einer Aufwallung seines Verdachtes, machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten.

»Sei der Herr unbesorgt, es ist kein Fremder!« sagte der Diener und ging aufschließen, denn das Klopfen hatte sich sogleich und rascher wiederholt.

Es war Robert, welcher sichtlich aufgeregt eintrat. Auf einen Wink von ihm entfernte sich Balthasar in das Vorzimmer und die Beiden waren allein.

»Wißt Ihr, woher ich jetzt komme?« fragte Robert rasch; ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Ich war schon bei Gericht. Die Commission hat mich verhört, ich sollte Auskunft geben, ob ich nicht den Verdacht habe, daß man mich vergeben, daß man mich in einen todtenähnlichen Schlaf gesenkt, daß man mich — denkt Euch — absichtlich stumm machen wollte, weil ich vielleicht in Geheimnisse eines fremden Mannes eingeweiht bin, welcher dem Gerichte schon seit einiger Zeit als sehr bedenklich angezeigt war, und der am frühen Morgen nach jener Nacht, als man mich begraben wollte, noch ehe etwas irgendwo bekannt war, heimlich sich von Wien entfernte.«

Martin blickte bei diesen Worten finster vor sich hin, und preßte die Hand, wie um den Schmerz zu unterdrücken, auf seine Wunde.

»Was ist Euch, Oheim?« rief Robert betreten aus; »Ihr blickt so finster vor Euch hin! sollte meine Ahnung mich nicht getäuscht haben, daß eure Wuth, als Ihr mich zum Leben zurückgekehrt sahet, Folge der Mitwissenschaft eines Verbrechens war? Sollte ich recht gedacht haben, als ich ahnte, daß Ihr mein Feind?«

Der Alte blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Schmerz auf den Jüngling, aber er schwieg. Sein Neffe schien diesen Blick verstanden zu haben, denn er änderte den Ton seiner Stimme und diese klang neuerdings so vertrauensvoll und herzlich, wie bei seinem Eintritte.

»Und was hast Du der Commission geantwortet?« fragte Martin gespannt.

»Was sollte ich antworten? Was konnte ich anders sagen, als daß ich nicht denken könne, das Opfer eines so grausamen Planes zu sein, und auch auf Niemand in dieser Beziehung einen Verdacht zu werfen wisse. Mein Unwohlsein befiel mich nach einer kleinen Geschäftsreise, welche ich mit meinem Freunde Leroir —«

Martin entfärbte sich bei diesem Namen. Robert schien es nicht zu bemerken, und erzählte weiter, wie er der Commission angegeben, daß sein Freund Mesmer ihn behandelt und ihm die zärtlichste Sorgfalt gewidmet habe. Am vierten Tage der Krankheit habe er plötzlich die Besinnung verloren, und was von da an weiter mit ihm geschehen, wisse er nicht.

»Und über deine Rettung, was gabst Du darüber an?«

»Nichts, was eure Sache verschlimmern könnte. So viel ich entnehmen konnte, belastet Euch nur die Anklage wegen heimlicher Flucht,« setzte der junge Mann halb leise und wie mit unsicherer Stimme hinzu.

»Und wenn man Dich nochmals und vielleicht öfter vorrufen wird, wirst Du dasselbe sagen?«

»Ueber meine Freunde kann ich nichts Anderes und über Euch werde ich nichts Anderes erklären.«

»Ueber deine Freunde!« rief Martin wie in ausbrechendem Zorne; »wen nennst Du deine Freunde? Rechnest Du den Mann, der dieses schrieb, auch darunter?« Bei diesen Worten riß er das Billet, welches er im Korbe gefunden hatte, aus der Tasche, und hielt es Robert vor die Augen.

Dieser griff hastig darnach und entfaltete es. Schon bei dem Anblicke der Schriftzüge schien er betreten, und je weiter seine Blicke über die Zeilen hinflogen, desto lebhafter sprach sich die tiefste innere Bewegung in seinem ganzen Wesen aus. Jetzt hatte er zu Ende gelesen und hielt sprachlos das Blatt zwischen seinen Fingern.

Der alte Oheim betrachtete ihn mit einem Blicke der Theilnahme, welcher diese starren Züge eigenthümlich belebte. — »Nun, was sagst Du dazu?« begann er nach einigen Augenblicken des Schweigens, als wenn er dem Jüngling hätte Zeit lassen wollen, sich zu sammeln.

»Ich bin beispiellos betrogen!« rief dieser endlich aus; »ich war eine Puppe in den Händen dieser Menschen, ich sollte ihr Werkzeug sein, und als ich ihnen nicht genug gefügig schien, glaubten sie es an der Zeit, mich zu zerbrechen. — Martin!« fuhr er plötzlich in steigender Aufregung fort, »mir sagt es eine innere Stimme, und euer eigenes Benehmen in jener Nacht spricht ebenfalls dafür, Ihr wißt mehr von jenem Franzosen als ich, Ihr seid älter, seid erfahrener, Ihr habt diesem Menschen tiefer auf den Grund des Herzens gesehen, als ich in meiner Arglosigkeit nur jemals ahnen konnte; was glaubt Ihr, daß diese Menschen jetzt noch Alles wider mich

beginnen werden, nachdem Gott mich gnädig dieses eine Mal gerettet?«

»Nichts, wenn Du klug und stark bist; Alles, wenn Du deinem weichen Herzen und der falschen Freundschaft traust. Du hast schon viel gewonnen, denn Du kennst deine Feinde, und bist um so mehr im Vortheile, als Du ihre geheimsten Zwecke weißt, denen sie Dich opfern wollen. — Jetzt mußt Du handeln, und ich will an deiner Seite allen Gefahren Trotz bieten, ich will Dich schützen und bewachen, und meine Hand soll ein Stab für deine Jugend sein.«

Martin hatte mit so viel Wärme, mit solcher Ueberzeugung gesprochen, daß der Jüngling nicht einen Augenblick an der Echtheit des Gefühles zweifelte, welches den Greis in diesem Augenblicke durchströmte. Beide schienen die gefährliche Lage, in welcher Martin sich befand, vergessen zu haben; plötzlich wurden sie durch das bekannte Klopfen, diesmal an der inneren Thüre, aufgeschreckt.

»Wer ist da?« fragte Robert, und sogleich öffnete Balthasar mit unverkennbarer Angst in den Mienen die Thüre.

Der Lange winkte ihm und der Jüngling trat mit ihm in das Vorzimmer.

»Junger Herr!« begann jener, »mir scheint, es kommt schon wieder die Wache, und jetzt gerade auf uns los. Um den Alten drin wäre es mir gar nicht leid, der ist einmal schon ein Teufelsbraten, aber warum sollen wir uns wegen seiner mit zusammenpacken lassen?«

»Ich begreife Dich nicht, was fällt Dir ein? wer sollte ihn verrathen haben? Oder hast Du vielleicht geplaudert?«

»Mit keiner Menschenseele im Hause hier habe ich ein Wort geredet!« versicherte Balthasar, und konnte dies auch mit gutem Gewissen sagen, denn als er seinem Herrn verrieth,

wer bei ihm zu Hause sei, hatte er ihn an einem ganz anderen Ort aufgesucht.

Der lange Mensch war in der That an dem Verrathe ganz unschuldig, und doch hatte er die volle Wahrheit gesagt, als er von dem zu befürchtenden Wiedereintreffen der Wache sprach. Die Sache war nämlich folgendermaßen zugegangen:

Je länger der Dechant in der Kammer blieb, desto auffallender wurde der jungen Baronin seine Abwesenheit und sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn nicht wieder aufzusuchen. Sie hoffte durch ein leises Oeffnen der Thüre ganz unbemerkt eintreten zu können; doch der Dechant, welcher ihren Schritt vernommen, trat ihr schon auf der Schwelle entgegen. Eine gewisse Verlegenheit lag unverkennbar in seinen Zügen. Zugleich bemerkte der scharfe Blick des Mädchens, daß der Vorhang jetzt weiter, als früher der Fall gewesen, vom Fenster zurückgeschoben war. Das offenbare Bestreben des Dechanten, sie zurückzuhalten, steigerte ihre bereits gereizte Neugierde um so mehr, sie drang unaufhaltsam vorwärts, und hatte kaum einen Blick durch die Scheiben geworfen, als sie verwundert die kleinen Hände zusammenschlug.

»Was hat Herr Haimon da unten in der Kammer bei Mesmer zu thun?« rief sie aus; »und wer ist denn der Alte, mit dem er so eifrig spricht?«

»Das ist also der junge Haimon?« fragte der Geistliche, bemüht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Rosa aber hatte gar nicht mehr auf seine Frage gehört; mit dem Ausrufe: »das hat etwas zu bedeuten! da muß etwas vorgehen!« lief sie hinaus, um gleich darauf in Begleitung ihres Vaters, des Dienstmädchens und hinterdrein auch noch der Hausmeisterin zurückzukommen, welche Alle sich in die enge Kammer drängten.

»Wo ist dieser bürgerliche junge Mann, von welchem die Rede ist?« fragte der Baron ganz gravitätisch, und zog aus der Westentasche eine ungeheure Brille, welche er auf die Nase zwängte. »Er hat sich gut conservirt. Kaum glaublich,« setzte er nach einigen Augenblicken hinzu. — »Aber der Andere, wer mag das wohl sein? Es scheint ein ganz gemeines Gesicht, gar nichts Gebildetes liegt in den Zügen, man könnte sie fast eine Galgenphysiognomie nennen!«

»Jesus, Maria!« rief die Hausmeisterin und versuchte ebenfalls nahe am Fenster Platz zu gewinnen; »vielleicht ist's gar ein Spitzbub, schlechter Kerl, Lump. Das geht mich an, ich muß auf alle Lumpen schauen, die in's Haus kommen.«

Endlich hatte sie zwischen den Köpfen des Barons und des Fräuleins einen Zwischenraum gewonnen, durch welchen sie durchsehen konnte. Kaum hatte sie einen Blick hinübergeworfen, als sie, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, ausrief: »Heilige Mutter Gottes! das ist der Martin vom Stephansfreidhof.«

Alle sahen sich bei diesen Worten nach dem Dechanten um, um von ihm die Bestätigung dieser Worte zu hören. Der junge Priester hatte aber den Moment, wo Alle sich gegen das Fenster gedrängt, benutzt, und rasch die Kammer verlassen. Er kannte die Leute, in deren Hände das Geheimniß gefallen, zu gut, um nicht zu errathen, daß sich jetzt eine Scene im Hause begeben würde, bei welcher gegenwärtig zu sein er nach dem, was vorausgegangen war, vermeiden wollte. Er hatte sich nicht geirrt. Der Schreckensruf der Hausmeisterin hatte den alten Baron zu dem Entschlusse gebracht, in eigener Person mit ein paar handfesten Leuten aus dem Hause sich des Bösewichts zu bemächtigen und ihn der hohen Behörde auszuliefern.

Frau Rosl erhielt den Auftrag, in aller Stille die Hilfstruppen zu requiriren, und auf dem Gange vor der Wohnung Mesmers aufzustellen. Die verdächtigen Bewegungen mehrerer Böttchergesellen, welche die Treppe heraufgeschlichen kamen, hatten zuerst Balthasars Verdacht erweckt, und er hielt es in Roberts Anwesenheit nicht für gerathen, gemeinsame Sache mit dem Feinde zu machen, weil er sich vor der Hand als Hilfstruppe der Angegriffenen mehr Vortheil versprach.

Der Dechant hatte sich ebenfalls anders besonnen, und war, schon auf dem Wege nach der Stadt, wieder in das Freihaus zurückgekehrt. Statt aber zu dem Baron, wollte er zu Robert, es drängte ihn, diesem in einem Augenblicke nahe zu sein, wo er vielleicht seiner Hilfe bedürfen könnte; dazu kam noch, obgleich er es sich selbst nicht gestehen wollte, die Neugierde, zu erfahren, in welchem Verhältnisse jetzt nach jenem fürchterlichen ersten Zusammentreffen der junge Mann mit Martin stehen könne.

Unter dem Thore des Freihauses waren viele Leute versammelt, welche sich mit den verschiedensten Bemerkungen die Kunde von der Entdeckung des geflüchteten Wächters vom Stephansfreidhofe erzählten: Man machte dem Dechant ehrerbietig Platz, als er in den zweiten Stock zur Wohnung Mesmers hinaufstieg. Auf der Stiege schon scholl ihm lauter Wortwechsel entgegen, aus welchem er die Stimme Roberts und des Barons zu erkennen meinte, ohne jedoch ein Wort verstehen zu können.

Einige Augenblicke darauf stand er im Zimmer, dessen Thür offen war.

XV.

Am Nachmittage desselben Tages, an welchem der so eben geschilderte Vorfall sich ereignet hatte, wartete ein noch junger Mann von nicht unangenehmen Gesichtszügen, dessen feine Kleidung ihn als den bessern Ständen angehörig bezeichnete, bereits eine geraume Weile in dem Vorzimmer des Dr. Gottfried Freiherrn van Swieten.

Man sah es an diesem Gemache schon, daß man sich in der Behausung eines Gelehrten befand, freilich eines solchen, dessen äußere Verhältnisse mit der hohen Stellung, welche er im öffentlichen Leben einnahm, im vollsten Einklang standen. Die großen Bücherschränke, welche an den Wänden standen, waren mit vergoldeten, schön geschnitzten Leisten ausgelegt, auf marmornen Postamenten erhoben sich dazwischen antike Büsten, und die Gemälde, welche in Rahmen aus feiner Stuccaturarbeit über den Thüren eingefügt waren, waren ein eben so klarer Beweis für seinen Kunstsinn, als die übrige Ausschmückung des geräumigen Zimmers. Gottfried van Swieten, der Sohn des großen Gerhard, des Schöpfers der medicinischen Schule in Wien, war damals eben mit seinem Plane zur Reform des ganzen Unterrichtswesens in Oesterreich beschäftigt, und liebte es, junge talentvolle Männer um sich zu sammeln, um in ihnen einst Apostel für seine Lehre zu erziehen. Nicht wenige drängten sich aber auch an ihn, um durch den Einfluß des wichtigen Mannes raschere Schritte

vorwärts auf ihrem Lebenswege machen zu können, und eben diese nur allzu häufigen Besuche hatten ihn bewogen, bestimmte Stunden in der Woche festzusetzen, wo er für Jedermann zu sprechen war. Seine Lieblinge aber, und unter diese zählte er mehrere junge Leute, theils Doctoren, theils Beamte, hatten täglich in den Nachmittagsstunden von drei bis fünf Uhr bei ihm freien Zutritt. Er liebte es, die Zeit nach Tische in anregendem Gespräche zu verplaudern, und es verging deshalb selten ein Tag, wo sein Vorsaal um diese Zeit leer gewesen wäre.

Der heutige Besuch aber schien nach der Unruhe, mit welcher er jeden Augenblick auf die große, in einem Mahagonygehäuse hängende Kunstuhr im Saale blickte, in sehr dringender Angelegenheit bei dem Freiherrn zu sein.

Wir kennen bereits diesen jungen Mann, dessen Züge eine Mischung von Scharfsinn und Schlauheit zeigten, und dessen Gesicht durch die großen klugen Augen einen äußerst gewinnenden Eindruck hervorbrachte; wir haben ihm bereits begegnet, — in jener Nacht auf dem Stephansfreidhofe, als er dem abscheulichen Leroir den Sarg mit Robert in die Capelle schleppen half.

Es war Doctor Mesmer, der Freund Roberts, der Besitzer jener Wohnung, in welcher der alte Martin sich verborgen gehalten hatte, der Brotherr Balthasars, von dessen Entdeckung er bereits in Kenntniß gesetzt war, und welche Nachricht ihn eben bestimmt hatte, sich sogleich zu van Swieten zu begeben. Er sowohl als Robert gehörte zu dem engeren Kreise von jungen Leuten, welche am häufigsten bei dem Freiherrn gesehen wurden, und die Bevorzugung, welche er jedem Einzelnen von ihnen angedeihen ließ, hatte bereits

früher in Mesmers Seele eine Art von Eifersucht wachgerufen, denn er wünschte die Vorliebe des einflußreichen Mannes mit keinem Andern zu theilen. Diese Eifersucht war eine der Ursachen, aus welchen der Doctor sich bereitwillig in die Pläne des Leroir eingelassen. Er hatte darin eine Gelegenheit erblickt, sich eines Nebenbuhlers zu entledigen.

Sobald er durch Balthasar, der ihn in seinem Laboratorium aufgesucht, die überraschenden Neuigkeiten erfahren hatte, war er keinen Augenblick in Zweifel geblieben, daß Robert die erste Gelegenheit benützen würde, um sich in van Swietens Schutz zu begeben und seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Obgleich er nicht wußte, wie weit Robert sein eigener Antheil an den letzten Vorgängen bekannt sei, so fänd er es doch am gerathensten, sobald als möglich sich ebenfalls seinem Gönner vorzustellen, um entweder eine schon ausgesprochene Anklage zu entkräften, oder, wenn sie noch nicht geschehen, gleich von vorhinein zu verdächtigen.

Deswegen wartete er bereits mit allen Zeichen der Unruhe jetzt schon so lange bei van Swieten, deswegen schaute er so oft und so besorgt auf die Uhr, er mußte fürchten, heute vielleicht nicht mehr vorgelassen zu werden und dadurch möglicherweise den Vortheil zu verlieren, noch vor Robert den Verlauf der Ereignisse dem Freiherrn vortragen zu können.

Während alle diese Gedanken seine Seele beschäftigten, öffnete der Kammerdiener den Vorsaal und ließ — Robert eintreten.

Bei dem ersten Anblick schienen Beide nicht wenig überrascht. Auf Roberts Antlitz stieg eine Röthe des Unwillens auf, als er Denjenigen hier erblickte, gegen dessen Aufrichtig-

keit und Freundschaft so begründete Zweifel in ihm angeregt worden. Die überaus freundschaftliche Weise und die geheuchelte Herzlichkeit, womit Mesmer, rasch gefaßt, ihm jetzt entgegentrat, reichten nicht aus, den so hochgestiegenen Verdacht in seiner Seele zu zerstreuen.

Kalt, fast schroff verweigerte er die Hand zu nehmen, welche Mesmer ihm entgegenstreckte, und kehrte ihm mit einem Blicke unsäglicher Verachtung den Rücken zu. Mesmer errieth aus diesem Benehmen leicht genug, daß Robert von mehr wisse, als er wissen sollte. Nun war die Aufgabe, genau zu erfahren, wie weit diese Kenntniß reiche. Bei Roberts offenem Wesen und aufbrausender Natur konnte es nicht allzuschwer halten, Aufschlüsse zu bekommen. Der junge Mann war bisher noch nicht in der Lage gewesen, die Selbstbeherrschung des berechnenden Menschen zu üben.

»Wie, Robert!« rief der Doctor mit dem Ausdrucke tiefster Kränkung aus, »ich komme Dir entgegen voll der freudigsten Gefühle, mit dem wahrsten Ausdrucke ungeheuchelten Dankes gegen die Vorsehung, welche an Dir ein Wunder übte, ich möchte Dich stürmisch an mein Herz drücken, welches Dir von jeher so treu und voll inniger Freundschaft entgegengeschlagen hat, und Du beleidigst mich, stößest meine Hand zurück, behandelst mich kälter als einen Fremden? Habe ich das um Dich verdient?«

»Spare die vielen Worte,« antwortete Robert finster, »sprächest Du weniger süß, hättest Du wahrer, freundschaftlicher an mir gehandelt, es wäre für uns Beide, für Dich wenigstens jedenfalls besser gewesen. Du fragst, ob Du das um mich verdient hast? Du sollst zu rechter Zeit an andern Orten darüber mehr erfahren. Doch lassen wir die Vergan-

genheit; ich wollte, daß ich die letzten Tage vergessen könnte. Meine arme Mutter wird lange an alledem zu leiden haben, was Schurken an mir verbrochen.«

»Herr Haimon! Kein solches Wort mehr!« fuhr Mesmer drohend auf. »Es wäre mir leid,« fügte er gleich darauf sich wieder besänftigend hinzu, »wenn unser Verhältniß eine Wendung nähme, die fortan unsere Wege trennte. — Du weißt, Robert,« sprach er weiter und versuchte es, einen Ton der Herzlichkeit in seine Rede zu legen, der von seinem sonstigen Wesen um so auffallender abstach, »Du weißt es, ich habe Dich wie einen jüngeren Bruder behandelt, ich habe deine Studien geleitet, habe Dir den Umgang mit Männern verschafft, welche auf deinem künftigen Lebenswege Dir feste Stützen sein werden, ich war es, der Dich hier bei van Swieten zuerst einführte.«

»Soll dies vielleicht ein Vorwurf deiner gekränkten Eitelkeit sein?« antwortete Robert wegwerfend; »kannst Du es nicht ertragen, daß der edle Mann mich mit seiner Gnade beehrt und mir manchen Vorzug vor Andern meines Alters zu Theil werden läßt? Ich durchschaue Dich, Mesmer; Du hofftest in mir einen blindgläubigen Adepten für deine neue Heilkunst zu erziehen, Du glaubtest, ich würde Dich als großen Meister, als Wunderthäter und Erforscher der tiefsten Geheimnisse der Natur verehren, deinen Namen nach Marktschreierart überall als dein Famulus anpreisen, und so zur Stufe dienen, auf welcher Du, des bethörten Volkes hohnlachend, die Höhe deines Glückes hinaufschrittest. Ich habe es bisher nicht gethan und werde es von jetzt an noch weniger, denn ich habe Dich durchschaut, und werde es jetzt in die weite Welt hinausschreien: Hütet Euch vor Doctor Mesmers

Wundercuren, der Betrüger macht die Todten wohl nicht lebendig, aber die Lebendigen — scheintodt!«

Mesmer hatte ruhig den Ausbruch des gerechten Unwillens seines ehemaligen Freundes angehört. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Züge und sein Blick heftete sich lauernd auf das Antlitz seines Gegners.

»Wie es Dir beliebt,« sagte er endlich; »aber es wird gewiß manchen der hochgestelltesten Männer interessiren, wer genauen Umgang mit einem gewissen verdächtigen Subjecte, Namens Leroir, geführt, wer mit ihm eine verdächtige Reise unternommen, wer ihm in Wien eine Zeit lang als Führer gedient, und endlich, wer — soll ich noch mehr erzählen, Herr Haimon?«

Robert starrte ihn sprachlos an. »Du hast ja selbst den genauesten Umgang mit ihm gehabt, Du hast ja zehnmal mehr in der ganzen Angelegenheit gethan als ich —« rief er endlich erstaunt aus; »und Du willst mein Ankläger sein?«

»Natürlich, weil gegen mich kein Beweis vorliegt,« antwortete Mesmer lächelnd.

»Das lügst Du, Schändlicher! Sieh! — hier ist ein Beweis, den Du nicht abläugnen wirst!« sagte Robert empört über diese Frechheit, und hielt ihm den Brief, welchen Martin gefunden, vor die Augen. »Wirst Du jetzt noch verleumden?«

Mesmer hatte das Schreiben gesehen und erkannt. Er war bleich geworden und suchte vergeblich seine Aufregung zu bemeistern. »Gib mir den Brief zurück, er ist mein Eigenthum!« sagte er endlich ruhiger, »wir wollen Beide vergessen, was wir gesprochen haben.«

Robert schüttelte aber abweisend den Kopf. »So war nicht gewettet. Du hast Dich zu früh in deiner wahren Gestalt mir gezeigt, ich weiß jetzt, was ich von Dir zu erwarten habe. Großmuth wäre in diesem Falle nur Thorheit. Unsere Wege scheiden sich von heute an!«

»Gib mir den Brief zurück,« bat Mesmer dringend.

Robert wendete ihm den Rücken zu. »Hole Dir ihn später aus den Händen des Freiherrn van Swieten!« sagte er kurz und stellte sich zur Thür des Cabinets, um bei dem Erscheinen des Kammerdieners als der Erste bei der Hand zu sein.

Unglücklicherweise war aber van Swieten bereits früher von der Anwesenheit Mesmers unterrichtet gewesen und der Kammerdiener rief daher diesen zuerst in das Cabinet seines Herrn. Mit einem triumphirenden Blicke schritt der Doctor vor dem bestürzten Haimon vorbei und flüsterte ihm zu: »Ueberlege es Dir! Gib mir den Brief!«

Robert wandte das Auge weg, er war tief betrübt über den unglücklichen Zufall, welcher seinen Feind zuerst in das Cabinet des Freiherrn führte, und ihm nun ein Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen befürchten ließ.

Er hatte von dem Freiherrn so viel gehofft, in ihm den letzten Anker in der dringendsten Verlegenheit seines Lebens gesehen, und schon, daß er so lange im Vorzimmer warten mußte, galt ihm als ein böses Vorzeichen. Was konnte während der Zwischenzeit nicht alles zu Hause geschehen sein? Mußte er nicht befürchten, daß in seiner Abwesenheit gegen den alten Mann alle jene Rücksichtslosigkeit eintrete, welche nur durch das Erscheinen des Dechanten und durch dessen Verwendung bei dem Baron bisher nicht angewendet worden.

Denn in dem Momente, als der Geistliche, welcher, wie wir wissen, auf dem Wege nach der Stadt wieder den Entschluß zurückzukehren und sich zu Robert zu begeben, gefaßt hatte, in das Zimmer trat, worin Robert und Martin sich befanden, war der ganze Raum eben so wie das Vorzimmer und ein Theil des Hauses und der Stiege voll von Neugierigen, welche die Entwicklung der nächsten Scenen mit ansehen wollten. Frau Rosl hatte schon dafür gesorgt, daß man im ganzen Hause gleich wußte, um was es sich handle, und der Baron sich in hocheigener Person an die Spitze jenes Truppes handfester Gesellen und Arbeitsleute gestellt, mit welchen er den Maleficanten in Beschlag nehmen wollte.

Der Dechant war nun gerade zur rechten Zeit gekommen, um dem Wortwechsel zwischen dem Baron, welcher Martin wegführen lassen, und Robert, der ihn in Schutz nehmen wollte, in so weit zu vermitteln, daß er mit dem ganzen Gewichte seines geistlichen Ansehens sich auf Roberts Seite schlug und den Baron vor jedem selbstthätigen Eingreifen warnte.

»Aber Hochwürden! wie können Sie sich dieses abscheulichen Verbrechers annehmen? Es betrifft ja zum Theil Ihre eigene Kirche, der Mensch, nein, der Bösewicht, war ja dort bedienstet, und hat mit so schwarzem Undank die Wohlthaten des hochwürdigen Capitels gelohnt.«

»Deswegen wird das Capitel auch einschreiten,« antwortete der Dechant, »um so mehr Grund für Sie, hochverehrter Herr Baron, in dieser Sache nur mehr den unbetheiligten Zuschauer zu spielen. Ihr Verdienst, ihn entdeckt zu haben, kann Ihnen nun doch nicht mehr entgehen.«

Robert hatte, als der Dechant eingetreten war, ihm

einen beredten Blick zugeworfen, den jener zu wohl verstand. Er trat nahe zu ihm hin und während er Martin, welcher, seit die Gefahr über ihn unabwendbar hereingebrochen war, ruhig und kalt am Tische saß, zu betrachten schien, benützte Robert den Moment, um ihm ins Ohr zu flüstern: »Wachen Sie über ihn, bis ich zurückkomme, ich hoffe ihn wenigstens aus den Klauen dieser Menschen zu retten, — ich werde einen wichtigen Gang machen.«

Der Geistliche schien nicht viel Hoffnung zu haben, denn er zuckte zweifelnd mit den Achseln. Nichtsdestoweniger ging er in den Plan seines jungen Freundes ein, und um ihm auf eine gute Weise vor den Anwesenden das Weggehen zu erleichtern, bat er ihn laut, sich in die erzbischöfliche Residenz zu begeben und dort die Anzeige von dem Auffinden des Geflüchteten zu machen.

Auf solche Weise war es Robert gelungen, vom Hause wegzukommen, und ohne früher seine Mutter und Schwester über die Entdeckung Martins beruhigt zu haben, war er zu seinem Gönner van Swieten geeilt, von dessen Einfluß und Güte er eine Wendung im Schicksale seines unglücklichen Oheims hoffen zu können meinte.

Er schien aber bestimmt, in diesen wenigen Stunden den bittern Kelch von Enttäuschungen und Seelenleiden bis auf den Grund zu leeren. Hatte schon die unerwartete Begegnung mit Mesmer ihn aufgeregt und die äußere Ruhe, welche er bisher, wenn auch mühsam, noch bewahrt hatte, gestört, so fühlte er sich um so schmerzhafter berührt, daß in einer Stunde, wo seine Zeit so kostbar war, wo von einer Minute vielleicht das Schicksal eines Menschen abhing, sein Feind den Vortritt zu einer Audienz erhielt, auf welche er so viele,

ja alle Hoffnung gesetzt hatte. Die schwärzesten Befürchtungen durchdrangen seine Seele. Was konnte Mesmer, von dessen schurkischem Charakter er die Beweise in der Hand hatte, nicht alles gegen van Swieten erfinden, um das Vertrauen zu Robert zu erschüttern. Und daß er so handeln würde, davon hielt sich der junge Haimon schon aus dem Grunde für überzeugt, als er nur zu gut wußte, welche Waffe er in dem Briefe Leroir's gegen Mesmer in der Hand habe, und von welcher Wichtigkeit es für den Doctor war, gleich im vorhinein van Swieten gegen alles, was Robert vorbringen würde, einzunehmen.

Die Ungeduld des jungen Mannes im Vorsaale wuchs von Minute zu Minute. Es waren indeß noch einige andere Herren gekommen, der Kammerdiener fand sich jetzt öfter ein, um nachzusehen, wer anwesend, und Robert mußte mit tiefem Schmerze bemerken, daß der Kammerdiener einmal aus dem Cabinet des Freiherrn herauskam und einen der Anwesenden freundlich bat, nur noch eine kleine Weile zu verziehen, Seine freiherrliche Gnaden würden sich in kürzester Frist das Vergnügen machen, ihn zu empfangen. Und als Robert, seine Aufregung unterdrückend, den Kammerdiener, der noch vor Kurzem so überaus freundlich mit ihm gewesen war, fragte, ob der Baron sich seiner nicht erinnert, und ihn als den Nächstkommenden zum Eintritte bestimmt habe, zuckte der Kammerdiener die Achsel und wies bedauernd auf einen alten Herrn hin, diesen als denjenigen bezeichnend, welchen der Herr Baron nach dem Doctor Mesmer zu sehen wünsche.

Robert fühlte sich in der Aufregung des Augenblicks und bei dem Gedanken der Ungewißheit, was während dieser

Zeit vielleicht schon mit dem alten Martin geschehen sei, kaum mehr fähig, noch länger zu warten. Er sah bereits ein, daß ein anderer Einfluß ihm entgegenarbeite, und das veränderte Benehmen des Kammerdieners ließ ihn nicht daran zweifeln, daß dieser nur auf Befehl des Freiherrn so handle, der Baron selbst aber durch Mesmers Darstellung der Verhältnisse umgestimmt worden sei.

Jetzt schlug auch der helle Ton der großen Uhr im Vorsaal an sein Ohr. Er blickte hin und sah mit Schrecken, daß schon mehr als zwei Stunden seit seiner Entfernung vom Hause verflossen seien; und mußte er nicht fast mit Gewißheit annehmen, daß sein Warten hier ein fruchtloses sei?!

Der Jüngling sollte sich sehr bald überzeugen, wie richtig seine Vermuthung war.

Die Thüre vom Cabinet des Barons öffnete sich; mit einem Antlitze, das von Triumph strahlte, trat Mesmer heraus und schritt, nach allen Seiten hin die Anwesenden grüßend, durch den Saal. Vor Robert war er einen Augenblick stehen geblieben und hatte höhnisch ihn leise gefragt:

»Nun, was nützt Dir der Brief? Der Weg, wo Du gefährlich werden könntest, ist Dir verrammelt, schon in diesem Augenblicke der Zweck deines Hieherkommens vereitelt.«

Robert schaute seinem ehemaligen Freunde mit unsäglicher Verachtung ins Antlitz.

»Ist es so weit mit Dir gekommen?« das waren die einzigen Worte, welche er aussprechen konnte. Dann wendete er stolz den Kopf, um Mesmer nicht mehr zu sehen. Dieser aber winkte dem Kammerdiener, welcher jetzt ungemein höflich zu ihm herankam, und sagte ihm ein Wort ins Ohr. Es

entging Robert nicht, daß von ihm die Rede sein mußte, und er erkannte, daß länger hier warten verlorene Zeit sei. Seine Bitte, dem Freiherrn zu melden, daß er so lange hier gewartet, wurde von dem Bedienten mit kalter Höflichkeit aufgenommen, ja, er mußte noch die Zurücksetzung erfahren, erst dann sprechen zu können, nachdem Mesmer einige, wie es schien, eindringliche Worte dem Kammerdiener gesagt und sich entfernt hatte.

Endlich verließ er, niedergebeugt in seinem Innern, empört über den Verrath und die Schlechtigkeit seines ehemaligen Freundes, und trauernd ob der Erfahrung, die er jetzt in van Swietens Hause gemacht, mit stürmischen Schritten den Saal, den er mit so ganz andern Hoffnungen betreten hatte. Er fühlte sich wie im Fieber, als er auf die Straße hinauskam, und nur der eine Gedanke belebte ihn tröstend, daß vielleicht seine Mutter noch nichts von der unglücklichen Wendung des Schicksals ihres Bruders wisse, und es dem Zureden des Dechanten gelungen sein werde, den Baron von seinem Entschlusse abzubringen. Er sah zwar jetzt, seit ihm sein Gang zu van Swieten mißlungen war, keine Möglichkeit mehr, den alten Martin zu schützen, aber es lebte in seinem jungen Herzen noch so viel Zuversicht der Hoffnung, daß er selbst im letzten Augenblicke an das Eintreten irgend einer günstigen Wendung glaubte. Unter diesen Gedanken eilte er heimwärts. Aber schon auf dem Glacis vor dem Kärntnerthore wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Zusammenlauf von Leuten gerichtet, welche sich in der Nähe des Freihauses angesammelt hatten. Mit klopfendem Herzen beeilte er seine Schritte; es ahnte ihm nichts Gutes, und je näher er kam, desto mehr wurde seine Vermuthung zur Gewißheit.

»Gleich werd'n sie'n bringen,« rief jetzt ein Schusterbube, welcher spornstreichs vom Freihause hergelaufen kam und die Neuigkeit Allen, denen er begegnete, entgegenschrie. »Recht ist's, daß sie den Spitzbuben haben!« sagte jetzt ein zerlumpter Kerl, an welchem Robert eben vorüberschoß, und vorzüglich aus dem Munde der Weiber, welche in beträchtlicher Zahl sich angesammelt, überfloß es von Schimpf und Schande über den Dieb, den Heuchler, den schlechten Kerl! — Man konnte sicher sein, jenen Theil des Pöbels am meisten schimpfen zu hören, welcher am wenigsten wußte, was eigentlich vorgegangen.

Jetzt stand Robert nur noch einige Schritte vom Freihause, hier mußte er sich durch den Menschenschwarm, welcher das Thor in einem großen Halbkreise umgab, durchdrängen. Plötzlich öffnete sich der Menschenknäuel von selbst zu einer Gasse, so daß Robert, statt vorzukommen, auf die Seite gedrängt wurde. »Jetzt kommt er!« tönte es wie ankündigend von dem Thore des Freihauses her. Robert machte sich gewaltsam mit beiden Armen Platz in der drängenden Menge; jetzt war er schon fast bis ganz vor gelangt — — aber zu spät; er war nur gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um selbst zu sehen, wie Martin, welcher sich finster in seinen Mantel gehüllt hatte, in der Mitte von vier Stadtwächtern aus dem Hause abgeführt wurde!

Roberts Sinne schwanden fast. Mit Mühe nur unterdrückte er den Schrei, welcher sich auf seine Lippen drängte. Starren Auges schaute er dem Zuge nach, welcher gefolgt von dem lauten Halloh des Pöbels sich gegen die Stadt bewegte, und hatte dann kaum Kraft genug, um dem Freihause zuzuwanken. Die Hausmeisterin, welche unter dem

Thore stand wischte sich, als er an ihr vorüberging, wie von Rührung übermannt, die Augen, eigentlich geschah es aber nur, um unter diesem Zeichen der Theilnahme den lebhaften Antheil nicht vermuthen zu lassen, welchen sie selbst durch eigenes Herbeiholen der Wache an dem Vorfalle genommen hatte.

Als Robert tief ergriffen und voll Besorgniß für seine Mutter die Treppe hinaufstieg, kam der Dechant ihm schon entgegen.

»O! daß Sie endlich da sind! — Es geschah trotz meinen Vorstellungen, ich konnte die Tobenden nicht mehr aufhalten,« sagte er, selbst gerührt, zu Robert, und faßte seine Hand.

»Weiß meine Mutter schon davon?« fragte der junge Mann.

»Ich komme so eben von ihr und werde jetzt wieder mit Ihnen zurückkehren,« antwortete der Geistliche, »sie ist gefaßt wie eine christliche Heldin.«

»Und sein Schicksal?« sagte Robert, indem er fragend aufblickte.

Der Dechant zuckte schweigend die Achsel und Beide stiegen, ohne weiter ein Wort zu sprechen, bis in den dritten Stock hinauf.

XVI.

Das Adepten-Laboratorium auf der Landstraße war den Abend darauf, nachdem Saint Germain so unerwartet dort erschienen, wie ausgestorben. Kein Feuer glühte auf den verschiedenen kleinen Herden, die Blasbälge lagen unthätig im Winkel, die Schmelztiegel standen zwar in der Asche, aber diese war todt und in keiner Retorte verflüchtigte sich der Geist irgend einer wunderkräftigen Flüssigkeit. Es sah in dem Saale aus, als wenn man plötzlich alle Arbeiten im Stiche gelassen und auf und davon gegangen wäre.

In der That war es nicht viel anders gewesen.

Das plötzliche Verschwinden des großen Magiers und Martins, den er unter seinen Schutz genommen, hatte unter den wenigen Adepten, welche sich nicht schon früher fortgeschlichen, um so mehr Bestürzung erregt, als sie allesammt wußten, daß nur die bedeutsamsten Anlässe im Stande waren, Saint Germain aus seiner Verborgenheit hervorzulocken. Mithin waltete bei den Eingeweihten kein Zweifel darüber, daß sich in Wien etwas sehr Wichtiges vorbereite und daß dabei geheime Springfedern thätig seien, deren Ursprung Saint Germain genau bekannt sein müßten. Die Blicke, womit die drei der am tiefsten eingeweihten Adepten, Linden, Bacciochi und Zwirner, sich nach dem Verschwinden des Magiers ansahen, sprachen klar die Sehnsucht dieser Männer nach einer

vertraulicheren Mittheilung unter einander aus. Nachdem man sich von der ersten Ueberraschung erholt und mehrere der noch Anwesenden ebenfalls weggegangen, machte Linden den Vorschlag, am nächsten Abend sich bei ihm zu versammeln, und genau zu erwägen, wie man sich zu verhalten habe, wenn vielleicht ihrem Vereine selbst eine Gefahr drohe.

Die bestürzten Mienen, womit diese Männer auseinander gingen und die besorgten Fragen, wodurch einer bei dem andern sich um Näheres über den Vorgang mit dem Wächter vom Stephansfreidhofe erkundigte, hatten sie gegenseitig überzeugt, daß hier noch irgend ein anderes Geheimniß obwalte und Linden versprach sein Möglichstes zu thun, um den Freunden, wenn sie ihn am nächsten Abend in seiner Wohnung besuchten, ausführliche Aufschlüsse geben zu können.

Zur festgesetzten Zeit erschienen in der That die beiden anderen Herren pünktlich in der Wohnung des Baron Linden auf der Freiung. Der Baron, ein Mann in dem Anfang der vierziger Jahre, bewohnte, obschon unverheiratet, mit seinem Neffen ein ausgedehntes, sehr elegantes Quartier, dessen wohl nicht am wenigsten luxuriös eingerichtete Abtheilung — die Küche mit ihrer Zugabe von zwei großen Speisekammern war.

Die beiden Herren, welche zum Besuche gekommen, sahen schmunzelnd einander an, als der Kammerdiener sie einlud, sich nur in das Speisezimmer zu begeben; der Herr Baron werde sogleich die Ehre haben, sie zu empfangen.

Bei dem Eintritte in das bezeichnete Zimmer verklärten sich sogleich die Züge des einen der Angekommenen, denn

Herr Zwirner war seiner bürgerlichen Beschäftigung nach nur ein gering besoldeter unterer Beamter und hatte sich der Adeptenkunst, für welche er die mühsam abgesparten Groschen seines Gehaltes in den rauchenden Schmelztiegel warf, zum größten Theile nur deswegen hingegeben, weil er mit blindem Glauben hoffte, endlich doch einmal die edle und erhabene Kunst des Goldmachens zu entdecken und sich dann reichlich für alle Entbehrungen seines mühevollen und kümmerlichen Lebens zu entschädigen.

Ihn am meisten lachte deshalb der für drei Personen gedeckte Tisch im Speisezimmer an und die hohe Säule von Tellern, welche wie vorbereitet zum wechseln auf der Credenz stand, zauberte schon vor seinem Geiste jene ganze Reihe von Gerichten her, welche nach und nach erscheinen würden. Auch die drei verschiedenen Gläser, welche vor jedem Couvert standen, stellten die verschiedenen Weinsorten in Aussicht, mit welchen der Baron seine Gäste zu bewirthen willens sei.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Hausherr selbst und das ernste, fast trübselige Gesicht Zwirners verzog sich unwillkürlich wieder zu einem Lächeln, als er die dicke Gestalt mit einer weißen Serviette über dem Arm hereinstürzen sah.

»Ihr seid nicht böse, Freunde! daß ich Euch habe warten lassen,« lautete das erste Wort des Barons; »aber wenn man etwas Ordentliches zu essen haben will, darf man sich auf seine Leute nicht verlassen. Ich habe gestern einen neuen Koch bekommen und wollte mich überzeugen, ob der Mann es versteht, mir bei meinen Freunden keine Schande zu machen. Wird gehen, wird alles gehen; nur eine Sauce habe ich ihm selbst zeigen müssen. Meine eigene Erfindung, ganz

ausgezeichnete Composition. Ihr werdet hoffentlich zufrieden sein!

Linden schoß nach diesen Worten wieder zur Thüre hinaus und ließ seine beiden Freunde allein.

Lächelnd sah ihm Bacciochi nach. »Ein Feinschmecker wie es keinen zweiten in Wien gibt,« sagte er, »aber eine gute Haut und weiß seine Freunde zu tractiren.«

Zwirner zupfte sich seufzend seine Manschetten zurecht und bemerkte trübselig: »Ein wahrer Cavalier, der Herr Baron — aber freilich auch ein glücklicher, reicher Mann, dem bereits manches bei dem Schmelztiegel gelungen sein soll.«

Bacciochi wollte eben antworten, als Linden wieder erschien und seine Gäste einlud, Platz zu nehmen. In demselben Augenblicke ging auch schon die Thüre auf und ein Bedienter begann zu serviren.

Während der ersten Gänge der Tafel herrschte tiefes Stillschweigen, nur manchmal von einer aufmunternden Bemerkung des Barons, von diesem oder jenem Gerichte mehr zu nehmen und von einem bewundernden Ausrufe Zwirner's unterbrochen. Nach und nach erst wurde das Gespräch der drei Herren lebhafter, ohne aber etwas anderes als ganz gewöhnliche Dinge zu berühren. Nur einmal mitten im Gespräche wendete sich Linden zu dem Kammerdiener hinter seinem Stuhle und fragte ihn: ob der junge Herr schon nach Hause gekommen sei? Der Kammerdiener entfernte sich und kehrte gleich darauf mit der Antwort zurück, daß der Bediente des jungen Herrn ihn noch nicht nach Hause kommen gesehen habe. Linden schien mit dieser Antwort nicht recht zufrieden, denn er wendete sich verdrießlich wieder um und es

entstand eine kleine Pause in dem Gespräche, welche keiner der Gäste zu unterbrechen wagte.

Endlich ließ sich Linden die Serviette, welche er um den Hals gebunden, aufknüpfen, und dies war für seine Gäste das Zeichen, daß die Tafel aufgehoben sei. Der Bediente schleppte die Eiskübel mit Champagnerflaschen herbei und verließ auf einen Wink von Linden das Zimmer. — Die kleine Gesellschaft war nun allein.

»Wir haben jetzt den müden Leib gestärkt,« begann der Baron, »nun wollen wir an die Geschäfte gehen und mit Ruhe alles, was nothwendig ist, besprechen. — Aber, was sehe ich, Herr Adjunct Zwirner! Er hat ja keinen Champagner mehr im Glase. Meine Herren, ohne Umstände, wer ausgetrunken hat, der bediene sich selber. Wir sind allein, ich will bei unserm Gespräch keinen Aufpasser von Bedienten haben. Verstanden?«

»Also,« fuhr er fort, »damit wir gleich auf die Sache kommen, — die Herren werden bemerkt haben, daß ich vorher nach meinem Neffen gefragt habe? Dieser junge Mensch scheint, so viel ich mir combinire, für uns wichtiger zu werden, als ich selbst es jemals gedacht hätte und zwar, Sie werden es kaum glauben, durch eine Liebschaft, die er erst hinter meinem Rücken, dann wider meinen Willen hatte.«

»Da soll ihn ja der — —« polterte Bacciochi heraus; Herr Zwirner bezeigte aber seine besondere Theilnahme dadurch, daß, während er eine Prise nahm, er tief aufseufzte und die Augen zum Himmel wendete.

»Ja, meine Herren,« fuhr Linden fort, »und Sie werden mir gewiß recht geben, wenn Sie erst erfahren, in welche

Familie hinein sich dieser Zweig des Linden'schen Stammes, wenn er auch nur ein Seitenzweig ist, verpflanzen wollte. Sie kennen das Mädchen, an welcher freilich, ich muß es als ehrlicher Mann sagen, nichts auszustellen ist; aber es sind in den letzten Tagen Verhältnisse eingetreten, welche —«

»Nun, was gibt es denn?« fragte Bacciochi ungeduldig, als der Baron inne hielt; »Sie machen uns ganz unbändig neugierig, Hochverehrtester, und rücken mit der Sprache doch nicht heraus. Also was für Verhältnisse sind eingetreten?«

»Ich sehe schon, ich muß es mit einem Ruck heraussagen,« seufzte Linden und stürzte ein Glas Champagner hinunter, »also damit Sie es wissen, mein Carl steht mit den Haimons auf gar vertrautem Fuße.«

»Mit der Haimon!« riefen Bacciochi und Zwirner wie aus einem Munde; »doch nicht die Schwester desselben jungen Mannes, welchen Marcell unvorsichtigerweise so tief in die Karten sehen ließ? — Das wäre ja eine abscheuliche Geschichte!« stöhnte Zwirner.

»Kann erst noch ärger werden, wenn wir nicht bei Zeiten vorbauen,« sagte Linden. »Ich habe Marcell, welcher mit seinen Briefen zuerst an mich kam, Vorstellungen genug gemacht, er möge vorsichtig sein und nicht zu viel jenem jungen Menschen vertrauen. Aber was glaubt Ihr, daß er mir antwortete: »der junge Narr,« sagte er, »werde an einem gar langen Seile herumgeführt, dessen Ende jemand in Frankreich in Händen habe, der seiner Macht über diesen Menschen gewiß sei, und,« setzte der Franzose einmal mit einem ganz boshaften Blicke hinzu, »wenn er uns Sprünge machen will,

so wissen wir, ich nämlich und unser Freund Mesmer, ein gutes Hausmittel dagegen.«

»Ich wollte, wir hätten uns gar nicht mit diesem Franzosen eingelassen,« meinte Bacciochi; »mir hat dieser Mensch, der so vornehm gethan hat, nie recht gefallen wollen. Und dann — — was hat er alles versprochen? Gehalten hat er freilich nichts, aber dafür ist er durchgegangen und kein Mensch weiß wohin!«

»Vielleicht hat er dadurch, daß er sich unsichtbar gemacht hat, uns nur beweisen wollen, daß er wirklich einer der unsichtbaren Obern des Ordens sei,« sagte Zwirner trocken und brannte sich eine der langen weißen Kölnerpfeifen an, welche der Bediente auf einem silbernen Teller auf den Tisch gestellt hatte.

Linden rückte etwas näher zu seinen beiden Gästen und sagte geheimnißvoll leise: »Ich gestehe Euch, daß mir dieses plötzliche Verschwinden auch nicht recht gefallen will, und wenn ich es in Zusammenhang mit dem schnellen Tode des jungen Haimon bringe und überlege, was Marcell eigentlich hier in Wien wollte, so — erschreckt nicht — wird mir das plötzliche Erscheinen Saint Germain's beinahe erklärlich.«

Die beiden andern sahen ihn überrascht an; sie schienen die Gedankenreihe des Barons nicht klar aufgefaßt zu haben.

»Ihr wißt,« fuhr Linden fort, »daß der Geheimnißvolle von aller Welt als einer der großen Meister unseres Maurerordens betrachtet wird; alle Logen ohne Ausnahme, sie seien in Deutschland, Frankreich oder England, erkennen

ihn als einen Eingeweihten der höchsten Grade an und die Welt weiß,« sagte Linden mit fast feierlicher Stimme, »daß vor seinem Blicke die Geheimnisse der Natur entschleiert daliegen. Für ihn gibt es kein Ereigniß in Bezug auf den Orden, das, wo es auch geschehe, ihm unbekannt bleiben könnte, für ihn gibt es keinen Raum, den er nicht mit der Schnelligkeit des Gedankens zurückzulegen vermöchte. Stelle ich mir diesen Mann, den man in der ganzen Welt kennt und von dem man nur Edles und Erhabenes weiß, im Gegensatze zu Marcell vor, der, während er hier war, immer voll Heimlichkeit und in lauter Besorgniß schien, nur den Stuhl in unserer Loge einnahm, aber nie im Laboratorium sich sehen ließ, um am flammenden Herde den Beweis abzulegen, daß er in der That ein Eingeweihter der höchsten Grade sei.«—

»Nun? was glauben der Herr Baron?« fragte Bacciochi ängstlich, und auch Zwirner sah so erwartungsvoll auf Linden, daß er die Pfeife aus dem Munde genommen hatte und weiter zu rauchen vergaß.

»Ich glaube,« fuhr Linden trübselig fort, »daß wir alle von Marcell betrogen worden sind und daß Saint Germain, dem das Treiben dieses Menschen in Wien nicht unbekannt geblieben, nun selbst erscheint, um den Betrüger zu entlarven und vielleicht manches Unglück, das erst hereinbrechen sollte, zu verhüten. — Jetzt also ist die Frage, was sollen wir thun?«

Es entstand eine Pause. Der Baron sah seine Gäste erwartungsvoll an und schien mit Spannung ihrer Antwort entgegenzuhorchen.

Keiner von Beiden unterbrach aber die Stille; Zwirner

blies jetzt wieder die blauen Wolken des Knasters vor sich hin, und Bacciochi schüttelte fortwährend wie in Zweifeln befangen so stark den Kopf, daß der Haarbeutel auf dem Nacken in Bewegung gerieth.

»Ja, Freund Bacciochi, was meint Ihr denn mit eurem ewigen Kopfschütteln,« fragte Linden zuletzt ärgerlich, als er lange keine Antwort erhielt.

»Ich meine,« sagte dieser endlich, »daß es sich vor allem darum handeln muß, erst zu wissen, ob Marcell uns wirklich betrogen hat. Daß er heimlich that — meine Herren, Ihr wißt es, wenn man im Auftrag des Ordens reist, kann man nicht alles an die große Glocke binden; daß er endlich nicht in unserem Laboratorium erschien, wer weiß, ob er gerade so gut bei Casse war, um eine erkleckliche Anzahl Ducaten in den Tiegel wandern zu lassen — und was der frißt, weiß ich, Gott sei es geklagt, bisher am besten.«

Zwirner nickte zustimmend mit dem Kopfe und Linden rief eifrig aus: »Da mögt Ihr recht haben, Freund! Marcell hat bei mir selbst dreihundert Stück Ducaten ausgeborgt und ich soll sie heute noch sehen!«

»Und das hört man jetzt erst, nachdem der saubere Patron schon fort ist?« sagte Bacciochi und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

»Wenn das alles wäre, dann könnt' ich's noch leicht verschmerzen,« fuhr Linden ganz kleinlaut fort; »aber er hat mich um noch etwas anderes gebracht, das an reinem Werthe schon viel kostbarer als die paar Ducaten ist und für mich aus andern Ursachen ganz unbezahlbar. Ihr werdet wissen, daß ich während meines Aufenthaltes in Italien mit dem Fürsten

Cotaldo in den vertrautesten Verhältnissen lebte. Als er vor sechs Jahren kinderlos und ohne sonstige Erben starb, hatte er mich, der auf seinen Wunsch die letzte Zeit seines Lebens bei ihm zubrachte, zum Universalerben eingesetzt. In seinem Nachlasse befanden sich zwei Miniaturporträts von ihm und der Fürstin, seiner Gemalin. Ich hatte die beiden Bilder, an denen ich schon in dankbarer Erinnerung sehr hing, immer auf dem Schreibtische meines Studirzimmers stehen.«

»Ich erinnere mich daran, die Bilder waren von erbsengroßen Brillanten eingefaßt,« sagte Bacciochi, »mir hat oft der Mund nach den prachtvollen Steinen gewässert. Das war Natur, echte feuerstrahlende Natur, nicht so blindes Zeug, wie es aus Quarzflüssen manchmal im Laboratorium hervorgebracht wird. Nun, und diese beiden Bilder?«

»Hat mir der Franzose abgeschwatzt, rein abgeschwatzt, sage ich Euch, es war mir gar nicht möglich, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Und jetzt sitze ich da, ohne Bilder, ohne Brillanten-Einfassung und um dreihundert Ducaten leichter.«

Nach diesem mit einem tiefen Seufzer herausgestoßenen Bekenntnisse sah Linden erwartungsvoll seine Freunde an.

Der lebhafte Bacciochi rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her, der Adjunct Zwirner aber meinte ganz phlegmatisch, ein solches Betragen wäre, wenn auch von einem Oberen des Ordens begangen, doch in die Paragraphe über Gaunerei zu classificiren und sonach rathsam, sich vor solchem Menschen in aller Zukunft sehr in Acht zu nehmen.

»Was die Zukunft betrifft,« meinte Linden, »da will ich schon sorgen, daß er mir nicht mehr über den Weg läuft.

Aber die Gegenwart, meine Herren, die Gegenwart, das ist jetzt die Frage. Ich fürchte, der Herr Marcell hat, so wie bei mir, auch anderswo noch schlechte Streiche gemacht, und selbst wenn das nicht der Fall war, so ist der schnelle Tod des jungen Haimon so auffallend und man erzählt so schreckliche Geschichten von dem, was vor einigen Nächten auf dem Stephansfreidhofe vorgefallen sein soll und die Flucht jenes Martin zur Folge hatte, daß ich gar nicht daran zweifle, es werde jetzt eine Untersuchung eingeleitet werden. Was wird dabei herauskommen? nichts; denn Saint Germain hat sich, wie wir selbst gesehen haben, des alten Gauners angenommen und wen der beschützt, dem wird kein Haar gekrümmt; aber hineinkommen werden andere Leute und zwar wir, die wir mit Marcell so viel umgegangen sind und so dumm waren, uns öfter bei diesem jungen Haimon zu versammeln. Seine Leute werden nun, wenn es zu etwas kommt, auftreten.«

»Da bleibt nichts anderes übrig, als ihnen die Lust dazu zu vertreiben,« schlug Bacciochi vor.

»Man muß sie einschüchtern,« meinte Zwirner. »Es ist Weibsvolk, das läßt sich bald kirre machen.«

»Ihr Beide habt gut reden, aber das ist ja eben der Teufel, daß mein eigener Neffe, der Carl, auf ihrer Seite ist und im Stande, gegen mich, seinen leiblichen Oheim und Ernährer, Partei zu nehmen.«

»Auch dafür ließe sich ein Mittelchen finden,« bemerkte der Herr Adjunct schlau lächelnd; »und zwar eins, wobei der junge Herr dem großmüthigen Herrn Oheim noch auf das Wärmste für seine liebevolle Sorgfalt und Gnade danken müßte.«

Linden horchte hoch auf. »Laßt los, laßt los!« rief er dem Adjuncten zu, »ich bin begierig, was Ihr denn eigentlich meint.«

»Der junge Herr wird in allerkürzester Frist für einige Zeit auf Reisen geschickt. Ausweichen kann er nicht, er ist jetzt alt genug, um die große Tour zu machen und weiß es, daß es zu seiner Carriere gehört, ein paar Jahre lang sich im Auslande umgesehen zu haben.«

»Vortrefflich!« rief Linden, »Ihr seid ein Goldmann, Adjunct, und ich werde Euch diesen Rath nicht vergessen. Morgen soll mir der Junge fort.«

»Gut,« sagte Bacciochi, »dann wäre wohl der Eine entfernt, aber wer steht uns dafür, daß die Haimon nicht andere Freunde und Stützen haben.«

»Auch darüber werde ich genaue Auskunft verschaffen,« erwiederte süßlächelnd Zwirner; »ich werde meinen vortrefflichen Freund und unseren vielgeliebten Bruder im Tempel, den Herrn geheimen Kanzlisten Schreiber ersuchen, sich darüber etwas genau zu erkundigen.«

»Den Kanzlisten Schreiber?« sagte Linden gedehnt, »aufrichtig gestanden, es genirt mich immer, wenn ich dieses Gesicht im Laboratorium oder in der Loge sehe, mir kommt der Mann nicht richtig vor. Ich traue ihm nicht recht, er scheint ein Achselträger, ein Duckmäuser, ein schlechter Kerl.«

»O, zu viel Güte, verehrtester Herr und Gönner!« erwiederte der Adjunct lächelnd, »aber ich möchte nur zur Charakteristik des Herrn Kanzlisten noch beifügen, daß er jedenfalls ein gewandter Mann sei.«

»Nun meinetwegen,« rief Linden resignirt aus, »was meint Herr Bacciochi zu dem letzteren Vorschlage des Herrn Adjuncten?«

»Was ich meine? Nun, ich glaube, daß man jedenfalls erst den jungen Herrn absolvirt, weil der zu viel weiß, dann kann man überlegen, was weiter geschehen soll und sich über den Kanzlisten berathen. Ist erst den Weibern eine Stütze genommen, dann ist noch sehr die Frage, ob sie, wenn es noch überhaupt zu etwas kommt, mehr an uns denken. Sie werden nur auf den Franzosen losreden, wir sind ja ohnehin fern gestanden und Niemand außer Franz weiß, daß Marcell so oft hier gewesen und daß er, — was meiner Ansicht nach das Wichtigste ist — an unsern Gönner hier adressirt war.«

Damit war die Berathung zu Ende. Die drei Männer, welche sich nicht ganz rein in ihrem Gewissen fühlten, glaubten sich sicherer, wenn sie schon einen Zeugen entfernten.

Das ahnten sie nicht, daß sie selbst in dieser Stunde nicht ohne Zeugen gewesen waren.

XVII.

Als Baron Linden nach der Tafel seine Bedienten aus dem Zimmer schickte und dabei gegen seine Gäste bemerkte, daß er nicht gern von diesen Aufpassern umgeben sei, hatte er den Charakter der Dienstleute in seinem Hause ganz richtig beurtheilt. Jedesmal, wenn Gäste da waren, und diese, wie die Bedienten wußten, zu den vertrauteren Freunden des Hauses gehörten, konnte man sicher sein, einen oder den andern vom Gesinde hinter einer der Tapetenthüren versteckt und horchend zu finden. Heute war es aber unglücklicherweise noch dazu der Bediente des jungen Herrn, welcher den ganzen Plan, der Carl so nahe anging, hörte. Er war seinem jungen Herrn, in welchem er ein Muster aller jungen Leute gleichen Standes sah, von Herzen zugethan, und konnte es deshalb kaum erwarten, bis dieser nach Hause kam. Zufälligerweise verzögerte sich dieses heute länger als sonst, und fast alles im Hause war schon zur Ruhe gegangen, als Carl endlich in sein Zimmer trat. Langsamer als sonst verrichtete der Diener heute seine Pflicht, und es entging dem Gebieter nicht, daß jener etwas auf dem Herzen zu haben schien.

Gutmüthig und leutselig, wie er überhaupt war, fragte er den wackern Burschen um die Ursache seiner Trauer.

Dieser gestand nun, daß er am Abend während der Tafel gehorcht habe, und erzählte ausführlich, was er gehört.

Carl hörte ihm aufmerksam und nachdenkend zu. Er

war über das, was er selbst zu thun habe, bald mit sich im Reinen. Mehr Sorge verursachte es ihm, daß der Bediente Mitwisser eines Geheimnisses geworden sei, das zu verbergen sein Oheim sich angelegen sein ließ.

Endlich schwieg der Erzähler und sah seinen Herrn wie bedauernd an. Das zarte Verhältniß, welches den jungen Mann an die Familie Haimon band, war ihm nicht unbekannt; doch wußte er nicht, daß Carl bereits seit einiger Zeit sie nicht mehr gesehen hatte, seit nemlich Robert so verschiedene Gesellschaft bei sich empfing, und mit einem Franzosen, der auch öfters zu Linden kam, sich in eine geheimnißvolle Verbindung eingelassen hatte.

Der junge Mann war während der ganzen Mittheilung ruhig und kalt geblieben. Als der Bediente schwieg, sagte er:

»Ich danke Ihm, Christoph, für seine Anhänglichkeit und Besorgniß um mich, aber abgesehen davon, daß ich es gar nicht billigen kann, wenn Er die Herren behorcht, glaube ich auch sicher, daß Er sich entweder verhört, oder daß mein Herr Oheim sich einen Scherz mit seinen Freunden gemacht hat. Ueberlege Er es nur selbst, Christoph, Er weiß es ja, wie überaus gütig mein Herr Oheim gegen mich ist; wie kann Er nur glauben, der Baron werde gegen mich etwas unternehmen, ganz abgesehen davon, daß es Sünde und Schande wäre, nur den Gedanken zu fassen, als ob mein Onkel irgend etwas jemals gethan hätte, was er nicht vor aller Welt verantworten könnte. Nein, Christoph, Er hat den Onkel nicht recht verstanden, oder der Baron hat sich einen Spaß mit seinen Freunden gemacht — nichts weiter.«

Christoph, welcher aus diesen Worten merkte, daß der junge Herr nicht weiter von der Sache sprechen wollte, und

ihn doch zu genau kannte, um nicht aus der Blässe seines Antlitzes die tiefe Wirkung der Mittheilung zu errathen, vermied es jetzt, weiter davon zu sprechen, und fragte den jungen Herrn nur um seine letzten Befehle für den Abend.

Karl antwortete einen Augenblick nicht und sah dem Bedienten ernst ins Gesicht.

Christoph verstand was gemeint war; er ergriff die Hand seines jungen gnädigen Herrn, und indem er sich sie küssend darüber bückte, sagte er leise: »Ich werde gewiß gegen Niemand dieses Scherzes des gnädigen Herrn Barons erwähnen! —

Endlich befand sich Carl allein! Er selbst hielt sich nur zu sehr von der Wahrscheinlichkeit dessen überzeugt, was er so eben vernommen. So sehr ihn unter andern Verhältnissen und zu einer andern Zeit die Aussicht auf weite Reisen erfreut hätte, so fühlte er doch jetzt die Unmöglichkeit, Diejenigen, welche seinem Herzen theuer waren, in der drohenden Gefahr zu verlassen. Er beschloß dem Willen seines Oheims diesmal Widerstand entgegenzusetzen. Dazu beunruhigte ihn noch der Gedanke, daß man noch von anderer Seite aus gegen die vom Schicksal schon so hart getroffene Familie intriguiren werde, und der lebhafteste Wunsch wurde in ihm rege, möge auch mit ihm was da wolle geschehen, jedenfalls die Haimons von der nahenden Gefahr zu unterrichten. Nun aber entsann er sich, daß er selbst den Umgang abgebrochen, und wußte nicht recht, wie er jetzt plötzlich und in solcher Angelegenheit sich bei den Frauen einführen sollte. Er hatte bisher noch eben so wenig wie sein Oheim und dessen Freunde von der Rettung Roberts erfahren und fürchtete durch sein Erscheinen die noch offene Wunde schmerzlich zu berühren. Ein Weg blieb ihm übrig, der sicherste zwar, aber auch den meisten

Mißdeutungen ausgesetzt; er mußte sich an Sophie selbst wenden, und ihr alles, alles entdecken. Der treue und pfiffige Christoph, der ihm so eben erst einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit gegeben hatte, sollte es übernehmen, an Sophie einen Brief zu bestellen.

Carl begann zu schreiben. Es waren nur wenige Zeilen, welche er an Roberts Schwester richtete, aber er legte so viel Innigkeit, so viel wahren Ausdruck des tiefsten herzlichsten Gefühles hinein, daß er sicher zu sein glaubte, Sophie werde ihm, den sie so genau kannte, die Bitte um eine geheime Unterredung nicht versagen. Er fühlte, wie viel er von dem Mädchen verlangte, aber all' sein Nachdenken hatte ihm keinen andern Weg gezeigt, um sie zu warnen, ohne zugleich und vielleicht auch noch zu vorzeitig, die Mutter zu beunruhigen.

Christoph übernahm am nächsten Morgen den Auftrag mit Zuversicht. Es war ja nicht das erste Mal, daß er in die Wohnung der Frau Haimon ging. — Zur Zeit, als Carl und Robert noch innige Freunde gewesen, hatte es genug Posten auszurichten gegeben, und der Bediente war mit der Hausordnung hinlänglich bekannt. Er wußte genau, wann das Dienstmädchen auf den Markt ging, um welche Zeit es dann immer Sophie war, welche dem Anklopfenden die Thür öffnete.

Kaum acht Uhr Morgens war es, als Christoph sich schon auf dem Platze an der Wien vor dem Freihause befand, und von weitem Jeden, der das Haus verließ, genau beobachtete. Er brauchte nicht lange zu warten, um das ihm wohlbekannte Dienstmädchen der Frau Haimon mit dem Marktkorb am Arme aus dem Thore treten zu sehen. Er wartete, bis sie um die Ecke verschwunden war, eilte dann in

das Haus und flog mit einigen raschen Sätzen die wohlbekannten drei Treppen hinauf. Er war so glücklich, ungesehen über die Stiegen zu kommen, und holte erst einen Augenblick Athem, als er vor der Thüre der bezeichneten Wohnung stand. Als er anklopfte, pochte ihm fast hörbar das Herz; der gute Bursche wußte selbst nicht, ob aus Freude, wieder die lieben Züge jenes Mädchens zu sehen, das, wie er wußte, seinem Herrn so theuer war, oder — weil er so schnell heraufgesprungen.

Es dauerte nicht lange, so hörte er von innen einen raschen Tritt der Thüre näher kommen, der Riegel wurde weggeschoben, und im nächsten Augenblicke stand er wirklich Sophie gegenüber, welche bei seinem Anblick die Farbe wechselte.

»Um Gottes willen, Fräulein, erschrecken Sie nicht. Nehmen Sie. Es soll sehr wichtig sein. Ich bin von meinem jungen Herrn geschickt.«

So lauteten die kurzen abgebrochenen Sätze, welche er in der Eile sprach, während er ihr das Briefchen in die Hand schob. Ehe sie noch von ihrem Erstaunen sich erholt hatte, war er bereits nach einem stummen Gruße verschwunden.

Mechanisch schloß das Mädchen wieder die Thüre. Das Briefchen allein, das sie fast willenlos fest zwischen den Fingern hielt, überzeugte sie, daß es kein Traum gewesen, was sie so eben gesehen, und nach und nach erst kehrte die Besinnung bei ihr zurück. Sie wagte es nicht, in das Zimmer zur Mutter zu gehen. Sie zog sich in ihre Kammer zurück, und den Blick auf den Brief geheftet, den sie noch immer unerbrochen in der Hand hielt, dachte sie darüber nach, ob sie ihn uneröffnet in die Hände der Mutter legen — oder ihn doch lesen sollte.

Und für Letzteres sprach eine Stimme in ihrem Herzen so laut, und vor ihrem inneren Auge schwebte Carls Bild so bittend, daß sie alle Zweifel und auch jenen kleinen Tropfen der Bitterkeit, welchen sein plötzliches Abbrechen allen Umgangs in ihrem Herzen zurückgelassen hatte, gewaltsam niederkämpfte; eine rasche Bewegung — und das Papier war von der Oblate weggerissen, welche den Brief schloß. Mit gierigem Auge überflog sie die wenigen Zeilen, und eine Thräne floß ihr über die Wangen, als sie gelesen hatte. Sie hielt den Brief nachdenkend in der Hand, dann überlas sie ihn noch einmal und wieder — es schien, als wenn sie sich an den wenigen Zeilen nicht satt lesen könnte.

Armer Carl! sagte sie endlich leise zu sich selbst, wie leiste ich Dir Abbitte für meinen Zweifel an deinem edlen Herzen! Wie dringend er schreibt, und doch wie beruhigend! Ich soll nicht besorgt sein! sagt er in dem Briefe. — Wenn er jetzt in mein Herz sehen könnte, wie ruhig ich bin, seit ich weiß, daß wir diesen edlen Freund immer den unsern nennen können!

In der That, je mehr sie über den geheimnißvollen Inhalt des Briefes nachdachte, der keine Besorgnisse aussprach, sondern nur andeutete, desto beruhigter fühlte sie sich durch den Gedanken, daß ihr im Falle der Noth Carls Hilfe nicht entgehen werde. Ueberhaupt dachte sie in ihrer Unerfahrenheit jetzt an keine Gefahr mehr, seit Robert wie durch ein Wunder dem Leben zurückgegeben war. Das Ereigniß des letzten Tages, die Verhaftung Martins, berührte sie mehr wegen der Aufregung, in welche die Mutter dadurch versetzt worden; ihr selbst war dieser Oheim noch zu neu, zu fremd, sie kannte noch nicht den Zusammenhang zwischen ihm und

Robert; Martin war für sie, obschon ein Unglücklicher, doch mehr noch ein Fremder. Auch daß Robert am Abend nach der Verhaftung Martins fast bis gegen Mitternacht mit der Mutter gesprochen, beunruhigte sie nicht, denn sie hielt es für so natürlich, daß die Mutter dem ihr wiedergegebenen Kinde so Vieles zu sagen habe. Selbst der Umstand, daß Robert zeitlich Früh ausgegangen war, und ihr mitgetheilt hatte, er werde vielleicht Mittags nicht nach Hause kommen, war ihr nicht aufgefallen; sie dachte daran, wie viel er durch die Zeit seiner Krankheit versäumt habe, und daß es jetzt nothwendig sei, endlich wieder das alte Geschäftsleben in seiner Kanzlei aufzunehmen. Das Ende aller Erwägungen war, daß sie beschloß, der Bitte Carls nachzugeben, und sich Nachmittags an dem von ihm bestimmten Orte einzufinden.

Rascher als seit längerer Zeit ging ihr in ihrem häuslichen Wirkungskreise heute alles von der Hand. Die Mutter, auf welche die Schicksalsschläge der letzten Zeit so niederdrückend gewirkt hatten, sah mit freudiger Wehmuth auf dieses rührige Wesen, dessen rasches Thun sie der glücklichen Sorglosigkeit der unerfahrenen Jugend zuschrieb. Der Schleier des Trübsinns, der seit Wochen auch über Sophie gebreitet gewesen, schien plötzlich von ihr genommen; sie war wieder wie einst in ihren glücklichsten Tagen. Mutter Haimon schüttelte zwar manchmal den Kopf und konnte es nicht recht fassen, was Sophie so umgewandelt, als aber das Mädchen im Laufe des Vormittags sich schmeichelnd ihr nahte und sie um die Erlaubniß bat, heute den Besuch bei einer langentbehrten Freundin machen zu dürfen, da schien es der Mutter klar zu werden, woher diese Rührigkeit, diese Umwandlung; es war das Bestreben, im Hause alles recht zu machen, so daß

die Mutter dann um so lieber ihre Einwilligung geben sollte.

»Gern mein Kind,« sagte Frau Haimon; »Du warst jetzt so lange zu Hause und sollst Dich auch nach so vielen bittern Tagen — setzte sie seufzend hinzu — wieder einmal erheitern. Nur bitte ich Dich, Sophie, sei vorsichtig in deinem Gespräche, wenn vielleicht, was ich zwar nicht glaube, die Rede auf unser Unglück kommen sollte. Ich hoffe, man wird im Hause der Frau Hofräthin unsern Kummer ehren.«

Sophie küßte der Mutter freudig dankend die Hand und wollte wieder an ihre Arbeit gehen als Frau Haimon sie zurückrief.

»Du mußt mir aber vorher noch einen Gang machen, mein Kind,« sagte die Mutter. »Ich will Dir deine Freude für den Nachmittag nicht stören, aber da Robert ebenfalls nicht zu Hause ist, so wäre ich ganz allein, und doch sehne ich mich danach, Jemand um mich zu haben.« —

»Dann will ich zu Hause bleiben!« rief Sophie rasch aus; aber sie erbleichte in dem Augenblicke, denn sie hatte, unwillkürlich von ihrem kindlichen Gefühle hingerissen, ein Opfer bringen wollen, dessen Schwere ihr im nächsten Augenblicke auf's Herz fiel.

»Nein, Du sollst meinetwegen nicht zu Hause bleiben,« sagte die Mutter sanft, »aber Du mußt zur Frau Steiner hinübergehen und sie bitten, den Nachmittag bei mir zuzubringen. Sie ist die einzige Frau, welche ich nun noch leiden mag. Gehe aber bald zu ihr.«

Sophie war gleich bereit. Die Frau, welche sie einladen sollte, wohnte nur einige Häuser entfernt, — bald hatte sie den Mantel und Capuchon genommen und die Hände

im warmen Muff sprang sie die Treppen hinab, um nur recht bald wieder zu Hause zu sein.

Alle ihre Gedanken waren bei Carl. Sie dachte weniger an das, was er ihr mitzutheilen haben würde, als an ihn selbst. Sie konnte es sich, während sie die letzte Treppe hinabstieg, nicht versagen, das Briefchen, das sie bei sich trug, nochmals zu lesen, und las es, während sie langsamer die Stufen hinabstieg, wieder von Anfang bis zu Ende mehrmals durch. Sie hatte nicht bemerkt, daß sie jetzt schon unter dem Thorwege angelangt war. Plötzlich schien es wie ein großer Schatten vor ihr zu stehen. Erschrocken steckte sie das Briefchen in den Muff und blickte auf; es war das gleißnerische Gesicht des Kanzlisten Schreiber, der an ihr vorüberging und sie mit widerwärtigem Lächeln grüßte.

Sie dankte flüchtig und eilte, ohne sich umzusehen, mit schnellen Schritten zum Thore hinaus.

Hätte sie sich doch umgesehen! Denn bei der raschen Bewegung, welche sie machte, war ihr das Briefchen aus dem Muff gefallen; ihr war es entgangen, aber nicht dem Blicke des Kanzlisten, der stehen geblieben war und ihr nachgesehen hatte. — Behende sprang er hinzu, nahm das Papier auf und ein Zug boshafter Freude glänzte aus seinem Auge, als er den Inhalt gelesen hatte.

Rascher als sonst noch stieg er die Treppe zur Wohnung des Barons hinauf. In seinem Geiste spannen sich schon die Fäden eines Planes, Sophiens Verlust zu seinem Vortheile auszubeuten. Erfinderischer im Bösen als bereitwillig zum Guten, hatte er bereits, als er bei dem Baron eintrat, eine ganze Kette von Verwicklungen entworfen, welche er um das arme Mädchen spannen würde. Mit einem triumphiren=

den Blicke trat er deshalb jetzt vor Rosa hin, als diese ihn in Abwesenheit ihres Vaters empfing, und ihre Fingerspitzen an seine Lippen führend, sagte er lächelnd:

»Ich bin glücklich, meine gnädige Baronesse, Ihnen eine Freude machen zu können!«

Rosa sah ihn gleichgiltig und lachend an; sie hielt das Wort für eine der gewöhnlichen Galanterien, in welchen der Kanzlist sich gefiel. Als er aber langsam etwas aus der Brusttasche zog und endlich ein kleines Briefchen ihr vor die Augen hielt, da wurde sie aufmerksamer und riß ihm das Papier aus den Fingern.

Schreiber stand lächelnd vor ihr, als sie rasch den Brief las und tiefes Erstaunen sich in ihren Zügen malte.

»Nun! meine gnädige Baronesse, hatte ich Recht, als ich sagte, ich würde Ihnen eine Freude machen?«

»Ob Er mir eine Freude gemacht hat!« antwortete sie aufgeregt; »aber nicht wahr,« fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, »wir Beide wollen auch dabei sein!«

XVIII.

Als Christoph nach Hause kam und seinem jungen Herrn berichtete, in welcher Weise er den Brief in Sophiens Hand gebracht hatte, fühlte Carl sich beruhigter, denn er zweifelte nicht, daß Roberts Schwester seiner Bitte folgen würde. Er erwartete jetzt auch vollkommen unbesorgt die Aufforderung seines Oheims, welcher, wie er vermuthete, ihn bald nach dem Frühstücke werde rufen lassen.

Er hatte sich darin auch nicht getäuscht. Linden, welcher ziemlich spät aufzustehen pflegte, hatte heute bald nach dem Erwachen seinem Kammerdiener den Auftrag gegeben, den jungen Herrn zu ihm herüber zu bitten.

Als Carl erschien, befand sich sein Oheim noch im Bette und nahm eben seine Chocolade. Mit einer überaus freundlichen Begrüßung lud Linden seinen Neffen ein, im Lehnstuhl neben seinem Lager Platz zu nehmen, und begann nach einer ziemlich weitschweifigen Einleitung, worin er den jungen Mann fortwährend seiner zärtlichsten Liebe versicherte, mit der Idee hervorzurücken, daß Carl endlich daran denken müsse, welche Stellung er einst im Leben einnehmen und wie seine Zukunft begründen solle. — »Wenn ich heute sterbe,« sagte er, »so bist Du freilich mein einziger Erbe, aber Du darfst nicht in dem Glauben sein, in welchem sich Gott sei Dank die ganze Welt befindet, daß ich sehr reich sei. Ich weiß am besten, wie es damit steht, und Dir, mein

Sohn, darf ich es jetzt auch nicht mehr verschweigen. Du weißt, ich brauche viel und meine kostbaren Studien haben bisher weit mehr verschlungen als eingebracht. Ich darf mich weder einschränken, noch meine Forschungen einstellen; beides würde auffallen, und man muß alles vermeiden, was der Welt Anlaß zu unliebsamen Vermuthungen geben könnte.« —

»Theurer Oheim!« sagte Carl ganz ruhig, »Sie wissen es, ich habe nie auf Ihr Vermögen Anspruch gemacht, und will alles vermeiden, um Ihnen auch nur im geringsten zur Last zu fallen.«

»Aber närrischer Mensch, so war es ja nicht gemeint,« rief Linden aus. »Wer spricht denn davon, daß Du Dich einschränken sollst? Aber damit Du künftig — man kann nicht wissen, welche Wechselfälle im Leben eines Menschen eintreten—es nicht nothwendig haben sollst, deinen gewohnten Lebensgang zu ändern, deswegen wäre es mein Wunsch, daß Du Dich endlich einem positiven Lebenszwecke widmetest. — Ich habe nun die Idee,« fuhr er mit einiger Verlegenheit fort und zupfte an den Spitzen seiner Bettdecke, »daß Du jetzt die große Tour durch Europa machst, durch Reisen Dich an Welt- und Menschenkenntniß ausbildest und während des Aufenthaltes in Italien, Frankreich und England Dir die Sprachen dieser Länder so vollkommen eigen machest, wie es sich für einen jungen Cavalier schickt, und wie es nothwendig ist, wenn Du später in der diplomatischen Laufbahn deinen Weg machen sollst.«

Eine flüchtige Röthe überzog bei den letzten Worten Carls Wangen, sein Herz pochte lauter bei den Aussichten, welche sein Oheim ihm eröffnete, — denn so ungelegen ihm

dieser Vorschlag auch zur Stunde kam, so war damit doch die Erfüllung einer der früheren Lieblingswünsche des jungen Mannes in Aussicht gestellt. Dem Baron entging diese innere Bewegung seines Neffen nicht, und da sie seine Absichten förderte, fuhr er lächelnd fort:

»Ja, mein Sohn, ich kann Dir sogar noch mehr sagen. Ich habe schon bei dem Fürsten davon gesprochen, und Seine Durchlaucht war so gnädig, mir die Erfüllung meiner Bitte in Aussicht zu stellen, wenn Du nach deiner Rückkehr den Anforderungen, die der Dienst an Dich macht, genügen würdest. Also, nicht wahr, Du bist einverstanden? Abgemacht. Du kannst heute noch abreisen. Das Geld für die erste Zeit liegt schon bereit, — sonst mitzunehmen hast Du nicht viel, denn ich wünsche, daß Du Dich gleich in Paris, wohin Du zuerst gehen wirst, equipirst.«

Der Baron hielt jetzt inne und sah etwas überrascht auf seinen Neffen, der nachdenkend im Lehnstuhl saß. Der gute Linden hatte nach dem Momente der angenehmen Ueberraschung, welche er so eben bei Carl zu bemerken geglaubt, auf eine freudige Zustimmung gerechnet, und war schon nicht wenig um den Erfolg seines schönen Planes besorgt, als er den jungen Mann so schweigsam sah.

»Ich glaube gar, Du besinnst Dich noch?« rief er ärgerlich; »jeder Andere an deiner Stelle würde mir mit tausend Freuden danken. Ist das die Liebe und Achtung, welche die jetzige Jugend vor ihren Eltern hat?«

»Verzeihen Sie mir, mein theurer Oheim,« sagte Carl ernst und gefaßt; »wenn ich für Ihren gütigen Vorschlag und diesen neuen Beweis Ihrer väterlichen Sorgfalt für mich nicht sogleich jene Worte gefunden habe, welche

Ihnen den vollen Dank meines Herzens aussprechen könnten. Aber —«

»Aber? — was hast Du denn für ein Aber?« fragte Linden besorgt.

»Ihr liebevoller Antrag hat mich so überrascht, daß ich kaum fasse, was Sie zu diesem schnellen Entschlusse bewogen haben mag, und mir selbst kommt er so plötzlich, daß Sie mir gewiß gestatten werden, wenigstens noch einige Tage bei Ihnen zu bleiben, damit ich mich mit dem schmerzlichen Gedanken einer längeren Trennung erst vertraut machen kann.«

Carl hatte diese Worte so offen und herzlich gesprochen, daß der Baron ihm gerührt die Hand entgegenstreckte und ausrief:

»Du bist und bleibst mein gutes Kind, und alles, was ich für Dich thue, ist noch immer zu wenig.«

Der gute Mann dachte in diesem Augenblicke gar nicht daran, daß er sich selbst von seinem Gefühle hatte hinreißen lassen, er vergaß, wie nothwendig es sei, daß Carl so bald als möglich Wien verlasse, und dachte erst trübselig über alles das nach, als der Neffe, welcher die schwache Seite seines gutmüthigen Oheims zu benutzen verstanden, bereits das Cabinet verlassen hatte. Aber so unmuthig der Baron, um so zufriedener war jetzt Carl mit dem vorläufigen Erfolge seiner Unterredung. Wie auch sein junges Herz an Sophie hing, hatte doch während der Nacht bei stillem Nachdenken der Plan des Onkels seine lockenden Seiten gezeigt, und seufzend gestand sich Carl, daß er gern dem Antrage gefolgt wäre, wenn nicht der Gedanke der Gefahr für Sophie und ihre Mutter ihn den entgegengesetzten Weg einschlagen hieße.

Er hielt sich verpflichtet, zum Schutze der, wie er glaubte, Alleinstehenden alles zu thun. Der erlangten Frist von Herzen froh, dachte er für den Augenblick nicht weiter hinaus. Seine ganze Seele war erwartungsvoll auf den Nachmittag gespannt, wo er Sophie das erste Mal seit Wochen wiedersehen sollte. Er malte sich ihr Bild aus, wie es noch seit ihrer letzten Begegnung lebhaft vor seinem Auge stand, er sah sie wieder, wie sie damals zögernd und mit einem unaussprechlich schmerzhaften Blicke des Vorwurfes ihre Hand aus der seinen zurückzog, welche er ihr zum Abschiede geboten hatte. Immer noch tönte der süße Klang ihrer Stimme an sein Ohr, als sie mit leisem Vorwurfe ihn darauf aufmerksam machte: ob er es denn nicht für besser finden würde, seine Befürchtungen und sein Mißtrauen über den Umgang Roberts diesem selbst mitzutheilen, als die Mutter und sie für die Fehler des Bruders mit dem Verluste eines werthen Freundes zu strafen?

Vielleicht daß alles anders geworden wäre, wenn ich männlicher gehandelt hätte! diesen Vorwurf hatte Carl in der letzten Zeit sich oft gemacht, aber den Wurm in seiner Brust durch die Voraussetzung unterdrückt, daß Robert doch nicht seine Verbindungen aufgegeben hätte!

Er konnte den Nachmittag kaum erwarten und schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit stand er an der Ecke des Kohlmarkts, den Eingang in die Michaelskirche fest im Auge, damit ihm ja nicht der Augenblick entgehen könne, wenn Sophie die Kirche betreten würde. Er hatte ihr in dem Briefe schon den Platz bestimmt, wo er sie finden würde, er hatte ihr genau angegeben, in welche Bank sie eintreten sollte. Alles war von ihm mit solcher Umsicht eingeleitet, daß

er, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, in ihrer Nähe niederknien und mit ihr sprechen konnte.

Endlich erkannte er schon von weitem die zierliche Gestalt, wie sie eilig, den Kopf gegen den Boden gesenkt, von der Seite des Augustinerklosters daherkam. Er bemerkte, daß sie auf dem Michaelerplatze einen flüchtigen Blick umherwarf, und es war ihm, als müsse sie ihn gesehen und erkannt haben, denn mit einer fast unmerklichen Neigung des Kopfes, die er für einen Gruß nahm, war sie in die Kirche eingetreten. Jetzt konnte der junge Mann kaum mehr seine Ungeduld bezähmen, es drängte ihn, aus ihrem Munde wieder das Wort der Verzeihung, der alten traulichen Herzlichkeit zu vernehmen, und so betrat er denn kurz nach ihr ebenfalls die Kirche.

Carl hatte sie auf den ersten Blick bereits an dem bestimmten Platze gefunden. Sie kniete am Eingange einer Bank und schien tief in ein Gebet versunken. Er wagte es im ersten Augenblicke nicht, sie zu stören, und kniete schweigend an ihrer Seite nieder.

Nach kurzer Frist wendete sie etwas den Kopf und sah ihn mit einem seelenvollen Blicke an, worin das ganze Glück sich wiederspiegelte, welches ihr Herz empfand. Er wollte sie eben ansprechen, als sie selbst das Wort nahm, um hastig und leise ihm zuzuflüstern: »Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie unserer gedachten — ich habe der Mutter nichts gesagt, weil Sie darum baten, aber wie wird Robert sich freuen, wenn er wieder von Ihnen hören wird und erfahren, daß Sie der Alte geblieben sind.«

Carl sah besorgt und erstaunt das Mädchen an. Sie

sprach von Robert, dem Verstorbenen, wie von einem Lebenden.

Sophie verstand seine Gedanken. Sie löste ihm das Räthsel der jüngsten Zeit, so weit sie selbst es im Stande war. Dann fügte sie hinzu:

»O! wenn wir, oder wenn vielmehr Robert nur Ihre Warnung beachtet hätte! Sie haben das Wesen jenes fremden Menschen durchschaut — mein armer Bruder schien aber von ihm und durch Mesmer wie verzaubert.«

»Hat dieser auch wieder seine Hand im Spiele gehabt!« sagte Carl mit unverhehltem Ausdruck der Verachtung in seiner Stimme. »Ich kann es mir wohl denken,« fuhr er sichtlich aufgeregt fort, »er besuchte Ihren Bruder um so fleißiger von der Zeit an, als er wußte, daß mein Fuß nicht mehr die Schwelle Ihrer Wohnung betrete.«

Das Mädchen sah ihn mit einem langen vorwurfsvollen Blicke an und ihr Antlitz war bei seinen Worten bleich geworden.

»Verzeihung, theure Sophie! verkennen Sie mich nicht und beurtheilen Sie mein Wort nicht falsch. Hätte ich mit dem Vertrauen und der Hingebung alter ungeschwächter Freundschaft mich an Sie gewendet, wenn ich nur irgend einen Stachel des Vorwurfes gegen Sie in meiner Brust gefunden hätte? Aber verzeihen Sie mir, wenn die Erinnerung an die trübe Vergangenheit mein Wort anders ausfallen ließ, als ich es selbst gemeint habe.«

Sie sah ihn lächelnd an und er las in diesem Lächeln die volle Verzeihung ihres Herzens.

»Ich bin sehr glücklich, Sophie,« begann er endlich wieder, »daß Gott so wunderbar alles gefügt hat. Jetzt ist

eine Ursache der Unterredung, um welche ich Sie gebeten habe, schon in anderer Weise und gewiß am besten erledigt. Robert ist dem Leben und der Gesundheit wiedergegeben. Er wird alles aus dem Wege räumen, was Ihre und Ihrer Mutter Ruhe gefährden könnte, und die Erfahrung der letzten Zeit wird ihn ohnehin seine Freunde kennen gelehrt haben.«

»Sie haben mich durch Ihren Brief so erschreckt,« sagte das Mädchen; — »und doch auch wieder so erfreut,« fügte sie hinzu und beugte den Kopf auf die Bank nieder, um die aufflammende Röthe in ihrem Gesichte zu verbergen.

»Sie machen mich glücklich durch dieses Wort,« erwiederte er leise, »und geben mir doppelt meine Ruhe wieder. Was ich Ihnen sagen wollte, ist nun, da Robert wieder lebt und bei Ihnen weilt, fast unnöthig geworden. Was böse Menschen gegen Sie und Ihre Mutter beginnen wollten, es zerfällt jetzt ohnehin, da Robert Ihr natürlicher Vertheidiger ist, und sein Auftreten. das kann ich Ihnen zur vollen Beruhigung sagen, alle Anschläge zu nichte machen wird. Aber es wird nothwendig sein, daß ich mit ihm spreche, daß ich ihn über so Manches aufkläre, das ein helles Licht auf die jüngste Vergangenheit werfen kann. Werden Sie, Sophie, mir dann, wenn ich es wage, wieder über Ihre Schwelle zu treten, ebenso freundlich entgegenkommen, als Sie vertrauensvoll mir hier Gehör geschenkt haben?«

»Zweifeln Sie daran? Oder glauben Sie, daß es nur allein die Besorgniß war, welche mich hieher geführt hat, weil Ihr Brief so geheimnißvoll mir wichtige Mittheilungen andeutete? Ich glaube, Carl, Sie sollten mich besser kennen!«

Er schwieg und blickte sie wie um Verzeihung bittend an. — Es entstand eine kleine Pause, endlich fragte Sophie, indem sie die Augen auf ihre wie zum Gebete gefalteten Hände niedergeschlagen hatte: »Und waren Sie wirklich während dieser ganzen Zeit nicht in unserem Hause?«

»Ich verstehe Sie nicht!«

»Ich frage nicht umsonst,« begann das Mädchen wieder; »Sie wissen, wer noch in demselben Hause wohnt!«

»Sie werden doch nicht glauben, daß die Baronesse Rosa —« sagte er in einem Tone, aus dem gekränkter Stolz sprach.

»Ich glaube, daß die Baronesse Rosa ebenso hübsch als vornehm ist; und was ist denn ein so armes Mädchen, wie ich, ihr gegenüber?«

»Sophie! ich schwöre Ihnen, Sie kränken mich tief durch einen solchen Verdacht, um so mehr — — —«

»Da Sie die Probe so gut bestanden haben,« fiel ihm das Mädchen jetzt in's Wort und sah ihn mit ihren hellen Augen lächelnd an. »Ich weiß alles, Carl, ich weiß, daß Sie Einladungen ausgeschlagen haben, ich weiß, daß man sich um Sie bemüht, und« — sie legte bei diesen Worten ihre Hand leise auf die seine — »Sie sind so fest gewesen, mich armes Kind nicht darüber zu vergessen.«

Das Gespräch der beiden Liebenden ging von jetzt an immer mehr und mehr in ein leises Geflüster über, sie vergaßen Ort und Zeit, sie bemerkten nicht, daß schon vor einigen Altären die Kerzen angezündet wurden, am wenigsten aber hatten sie eine Ahnung davon, daß nicht weit von ihnen rückwärts zwei Personen Platz genommen hatten, welche jede ihrer Bewegungen auf das schärfste beobachteten.

Endlich schien Sophie, indem sie aufblickte, erschrocken zu bemerken, wie spät es schon geworden sei.

»Um Gottes willen, Carl! es wird Nacht! gehen wir. Sie begleiten mich doch bis zum Hause?«

Mit diesen Worten erhob sie sich und auch Carl stand auf, um an ihrer Seite aus der Kirche zu gehen.

Die beiden Personen, welche rückwärts hinter ihnen gesessen, erhoben sich gleichfalls mit ihnen. Als Carl und Sophie sich umwandten, um gegen die Thüre zu gehen, schritt plötzlich die Baronin ganz nahe an ihnen vorüber, und spöttisch rief sie halblaut Sophien zu:

»Ei! auch Nachmittags in der Kirche! seit wann ist denn die Jungfer so fromm geworden?«

Sophie faßte krampfhaft den Arm ihres Begleiters. Sie sah sich in den Händen ihrer Feindin und fühlte eine Ohnmacht nahe. Carl, auf dessen Arm das bebende Mädchen gestützt war, wollte einen Schritt vorwärts machen, um Rosa nachzueilen, da trat gekrümmten Rückens und lauernden Auges der Herr geheime Kanzlist Schreiber hinter einer Säule hervor und fragte mit höhnischer Demuth:

»Darf ich etwa wagen, submissest hier meine Hilfe anzubieten?«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Jeitteles, Isaak,

Die letzten Adepten Roman von Julius Seidlitz

Bd.: 1

Pest, Wien 1855